

Vierteljahreszeitschrift
für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie,
Denkmalpflege und Stadtentwicklung



39. Jahrgang
4|2012

Forum Stadt
Verlag

Schwerpunkt:

Kirchenräume neu denken

Herausgegeben von

Kerstin Gothe und Theresia Gürtler Berger





Vierteljahresschrift für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie, Denkmalpflege und Stadtentwicklung

Herausgegeben vom »Forum Stadt – Netzwerk historische Städte« e.V.
in Verbindung mit Gerd Albers, Helmut Böhme, Friedrich Mielke,
Jürgen Reulecke, Erika Spiegel und Jürgen Zieger

Redaktionskollegium:

Hans Schultheiß (Chefredakteur) –
Dr. Nina Ehresmann (Besprechungen)
Prof. Dr. Harald Bodenschatz, TU Berlin,
Institut für Soziologie
Prof. Dr. Dietrich Denecke, Universität Göttingen,
Geographisches Institut
Prof. Dr. Andreas Gestrich, London,
Deutsches Historisches Institut
Prof. Theresia Gürtler Berger, Zürich
Prof. Dr. Tilman Harlander, Universität Stuttgart,
Institut Wohnen und Entwerfen
Prof. Dr. Johann Jessen, Universität Stuttgart,
Städtebau-Institut
Dr. Robert Kaltenbrunner, Bonn und Berlin,
Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumfor-
schung
Prof. Dr. Ursula von Petz, Universität Dortmund
Prof. Dr. Klaus Jan Philipp, Universität Stuttgart,
Institut für Architekturgeschichte
Volker Roscher, Architektur Centrum Hamburg
Prof. Dr. Dieter Schott, TU Darmstadt,
Institut für Geschichte,
Prof. Dr. Holger Sonnabend, Universität Stuttgart,
Historisches Institut

Redaktionelle Zuschriften

und Besprechungsexemplare werden an die
Redaktionsadresse erbeten:
Forum Stadt, Postfach 100355, 73728 Esslingen
Tel. +49(0)711 3512-3242; Fax +49(0)711 3512-2418
E-mail: hans.schultheiss@esslingen.de
Internet: <http://www.forum-stadt.eu>

Die Zeitschrift Forum Stadt ist zugleich Mitglieder-
zeitschrift des ca. 110 Städte umfassenden
»Forum Stadt – Netzwerk historische Städte« e.V.

Erscheinungsweise:

jährlich 4 Hefte zu je mind. 88 Seiten.

Bezugsbedingungen:

Jahresabonnement EUR 89,- Einzelheft EUR 24,-
Vorzugspreis für Studierende EUR 64,-
jeweils zzgl. Versandkosten.

Ein Abonnement gilt, falls nicht befristet bestellt,
zur Fortsetzung bis auf Widerruf. Kündigungen
des Abonnements können nur zum Ablauf eines
Jahres erfolgen und müssen bis zum 15. November
des laufenden Jahres beim Vertrieb, Verlag oder
der Redaktion eingegangen sein.

Vertrieb:

Südost Verlags Service GmbH
Am Steinfeld 4, D - 94065 Waldkirchen
Fax +49(0)8581-9605-0
E-mail: info@suedost-verlags-service.de

Verlag:

Forum Stadt Verlag (FStV)
Ecklenstraße 32, 70184 Stuttgart
E-mail: forumstadtverlag@email.de

Mit Namen gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbe-
dingt die Meinung der Redaktion wieder. Redaktion und
Verlag haften nicht für unverlangt eingesandte Manu-
skripte. Die der Redaktion angebotenen Originalbeiträge
dürfen nicht gleichzeitig in anderen Publikationen veröf-
fentlicht werden. Mit der Annahme zur Veröffentlichung
überträgt der Autor dem »Forum Stadt – Netzwerk histo-
rischer Städte« e.V. und dem Verlag das ausschließliche
Verlagsrecht für die Zeit bis zum Ablauf des Urheber-
rechts. Eingeschlossen sind insbesondere auch das Recht
zur Herstellung elektronischer Versionen und zur Ein-
speicherung in Datenbanken sowie das Recht zu deren
Vervielfältigung online und offline. Alle in dieser Zeit-
schrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich ge-
schützt. Kein Teil der Zeitschrift darf außerhalb der engen
Grenzen des Urheberrechts ohne schriftliche Genehmi-
gung in irgendeiner Form reproduziert oder in eine von
Maschinen, insbesondere von Datenverarbeitungsanla-
gen verwendbare Sprache übertragen werden.

Druck: Griebisch & Rochol Druck, Hamm

© 2012 Forum Stadt, Esslingen
Printed in Germany / ISSN 2192 - 8924



Bis zum 37. Jahrgang 2010 erschien die »Viertel-
jahresschrift für Stadtgeschichte, Stadtsoziolo-
gie, Denkmalpflege und Stadtentwicklung« unter
dem Obertitel »Die alte Stadt« (ISSN 0170-9364).

Kirchenräume neu denken

Herausgegeben von
Kerstin Gothe und Theresia Gürtler Berger

Kerstin Gothe/Theresia Gürtler Berger

Editorial 337

ABHANDLUNGEN

Reiner Fisch

Die Entdeckung der Vielfalt: Angemessene Kirchengenumnutzungen 341

Jörg Beste

Gemeinsames Engagement für Kirchengebäude: Städte und Gemeinden
arbeiten zusammen im »Modellvorhaben Kirchengenumnutzungen« des
Ministeriums für Bauen und Verkehr NRW 353

Christian Kuhlmann

Biberach an der Riß: Gestaltung der Zukunft der Kirchen im Dialog
mit der Stadt 361

Gerald Klahr

Wem gehört die Kirche? Möglichkeiten eines partizipativen
Umbauprozesses 373

Karin Berkemann

Kirchenräume neu nutzen: Kirche und Welt unter einem Dach 379

Zara Reckermann

»Kirchenbau von heute für morgen« – Walter M. Förderers Ideen
aus den 1960er Jahren 387

Katrin Bauer

Kirchenschließungen: Stimmungsbilder aus betroffenen Gemeinden..... 397

FORUM

Christian Holl

Kirchenräume neu denken – Abschlussdiskussion 411

Kerstin Gothe/Theresia Gürtler Berger

Kirchenräume neu denken – Ausblick..... 413

Harald Bodenschatz

Nicht »Abschließung«, sondern »Durchdringung«.

150 Jahre Hobrecht-Plan 417

Johann Jessen

Die Zukunft der »Behutsamkeit«. Tagung des Arbeitskreises Stadt-

erneuerung an deutschsprachigen Hochschulen vom 14.-15. Juni 2012 420

AUTORINNEN / AUTOREN 416**BESPRECHUNGEN**

CHRISTOPHER DELL, ReplayCity. Improvisation als urbane Praxis

(Robert Kaltenbrunner) 422

ÁKOS MORAVÁNSZKY / ALBERT KIRCHENGAST, Experiments: Architektur

zwischen Wissenschaft und Kunst *(Robert Kaltenbrunner)* 422

HEIDEDE BECKER, Ein Stück Stadt ergründen. Haus- und Quartiersgeschichte

in Berlin-Charlottenburg *(Johann Jessen)* 423

Umschlag:

Kath. Filialkirche St. Bernardus in Oberhausen

© *synergon*Stadtentwicklung Sozialraum Kultur

KIRCHENRÄUME NEU DENKEN



Theresia Gürtler Berger (li.) und Kerstin Gothe. Aufnahme bei der Internationalen Städtetagung von Forum Stadt e.V. »Kirchenräume neu denken« in Rottweil am 10. Mai 2012.

EDITORIAL

Kirchliche Grundstücke, Pfarrhäuser und auch Kirchen stehen immer häufiger zum Verkauf und werden im Einzelfall bereits zu einer regulären Handelsware auf dem Immobilienmarkt. Sinkende Mitgliederzahlen haben über Jahrzehnte die Finanzen der Landeskirchen bedenklich schrumpfen lassen. Die Kirchen als größte Immobilienbesitzer Deutschlands können ihren heterogenen Gebäudebestand nicht mehr vollständig unterhalten. Sie legen Kirchgemeinden zusammen, nutzen Kirchenraum multifunktional oder profanieren ihn, nutzen ihn um. Im Einzelfall wird auch der Abriss erwogen.

Zahlreiche Tagungen und Publikationen setzen sich mit dem kirchlichen Leerstand, der Neu- und Umnutzung von Sakralräumen sowie den Gründen für das „Kirchensterben“ und vereinzelt mit den Folgen für Kirchgemeinden, Kommunen und die Gesellschaft auseinander.

Und es ist längst nicht mehr nur ein großstädtisches Problem, sondern hat mittlerweile auch Dörfer sowie Klein- und Mittelstädte erfasst. Die nicht-konfessionellen Folgen der Aufgabe von Kirchenstandorten sind dort stärker zu spüren als in Großstädten. Der demografische Wandel, die wirtschaftlichen Einbrüche oder die Abwanderungen etwa werden gerade für die kleinen Gemeinwesen rasch bedrohlich. In den Klein- und Mittel-

städten steht mit der kulturellen und Gemeinschaft stiftenden Identität der Kirchen auch die Identität des Gemeinwesens unmittelbar zur Diskussion: Ein Kirchenabriss trifft das gesamte Gemeinwesen bis ins Mark.

Deshalb legte die Internationale Städtetagung des „Forum Stadt – Netzwerk historischer Städte e.V.“ vom 10. bis 11. Mai 2012 in Rottweil, in Kooperation mit dem Ministerium für Finanzen und Wirtschaft des Landes Baden-Württemberg in ihrer Fachtagung „Kirchenräume neu denken“ den Schwerpunkt auf „Kirchen und Stadtidentität in Klein- und Mittelstädten“. Kuratiert und moderiert wurde die Tagung durch die Verfasserinnen. Das Interesse an dieser interdisziplinären Tagung war sehr gross: 170 Teilnehmer, Behördenvertreter der Mitgliedsstädte von Forum Stadt e.V., Architekten und Denkmalpfleger, Planer und Kirchenvertreter in reger Diskussion. Die vorliegende Publikation gibt deshalb nicht alle Tagungsbeiträge wieder, sondern bietet eine Auswahl der Vorträge, ergänzt mit zusätzlichen Aufsätzen. Sie setzt somit den begonnenen interdisziplinären Diskurs und Dialog zu „Kirchenräume neu denken“ fort:

Rainer Fisch legt anschaulich dar, welch gesamtgesellschaftliche Komplexität und Problematik sich hinter Kirchenleerstand und einer allfälligen Neu- und Umnutzung verbergen. Eine rein ökonomische Betrachtung beim Umgang mit Kirchengebäuden muss deshalb zu kurz greifen.

Der Stadtplaner *Jörg Beste* berichtet vom Modellvorhaben des Landes Nordrhein-Westfalen, in dem Kommunen und die Kirchen neue Formen der prozessorientierten Zusammenarbeit erproben. Eine externe Moderation hilft, die Sprachen der unterschiedlichen Beteiligten zu koordinieren. Gleichzeitig sollen übergeordnet Erfahrungsnetzwerke erfasst und ausgebildet werden. Fazit: Prozesse und Ideen sind ebenso vielfältig wie die kirchlichen Gebäude. Es gibt keine Standardlösungen oder Rezepte. Die bauliche und die soziale Situation muss in jeder Gemeinde differenziert und individuell betrachtet werden. Daneben ist die Denkmalpflege gefordert, „kreativ“ zu agieren, und bei nicht geschützten Kirchengebäuden zu beraten.

Christian Kuhlmann, Baudezernent der Stadt Biberach, gewährt Einblick in den laufenden Dialog zwischen der Stadtplanung bzw. -verwaltung und den Kirchen in Biberach. Die erforderlichen Handlungsspielräume ergeben sich oftmals, wenn der gesamte kirchliche Gebäudebestand in die Überlegungen einbezogen wird. Er berichtet von der jahrhundertelangen Erfahrung der Stadtkirche von Biberach als Simultankirche: Die Evangelische und die katholische Kirchgemeinde nutzen das Kirchengebäude gemeinsam.

Durch unmittelbare, zumeist kleine, aber irritierende Eingriffe verändert das Architekturbüro „Kirchentrotz“ von *Gerald Klahr* hartnäckige, tradierte Raumwahrnehmungen. Die Wahrnehmung und im zweiten Schritt die Nutzung und Gestaltung von sakralen Räumen ändern sich, werden verhandel- und wandelbar. Schon kleine Impulse – eingebunden in innovative Beteiligungsverfahren – können helfen, auch kirchenferne Milieus einzubinden.



Internationale Städtetagung Forum Stadt e.V.: »Kirchenräume neu denken« am 10. Mai 2012 in Rottweil.
(Foto: O. Schmid-Selig)

Die evangelische Theologin *Karin Berkemann* bestätigt diesen möglichen Wandel der Raumwahrnehmung und –nutzung. Von den religiösen, theologischen und liturgischen Nutzungen ausgehend können diverse Umnutzungen „weiterentwickelt“ werden, und das Nutzungsgeflecht im Sakralraum kann zeitlich, räumlich und funktionell verdichtet bzw. erweitert und auch profaniert werden.

Die neo-expressionistischen Betonkirchen des Schweizer Architekten Walter Förderer sind der Inbegriff der ungeliebten und verkannten Kirchenbauten samt Gemeindezentrum der 1960er und 1970er Jahre. *Zara Reckermann* leistet die gewünschte Inventarisierung dieses Kirchenbestandes von Walter Förderer und macht dabei die bisher verschüttete damalige liturgische, religiöse und architektonisch offene Debatte zum Kirchenbau und dessen Zukunft wieder sichtbar. Sie öffnet damit unerwartete Handlungsspielräume im aktuellen Umgang mit diesen Betonkirchen. Denn Förderers Postulate sahen den „wandelbaren Mehrzweckbau“, die „variable“, „demontierbare“ Kirche, am besten das „Provisorium“ vor: Die Kirche sollte ins aktuelle Leben, in den Alltag zurückkehren, sich von vermeintlich kirchlichen Architekturstilen lösen, den festen Repräsentationsraum verlassen, sich überall in der profanen Welt einnisten können. Förderer sah „Bauen als einen Prozess“, so dass Kirchengebäude „wandelbar“ und „immer wieder verwendbar“ sind: die ideale Basis für das heutige erforderliche neue Denken von Kirchenräumen.

Welche soziologischen gesellschaftlichen Prozesse die Schließung oder der Abriss einer Kirche auslösen kann, stellt *Katrin Bauer* vor. Die persönliche Betroffenheit, die

Phasen der Gruppenbildung, des kreativen Widerstandes – u.a. auch erstmals gegen die Kirchenobrigkeit –, aber auch die Trauerarbeit und die Anstrengung der Umnutzung werden erläutert. Nach ihrem Befund haben vor allem Kirchgemeinden, die in den 1960er und 1970er Jahren in neuen Wohngebieten entstanden, eine besonders starke Bindung an ihre neuen Kirchengebäude entwickelt – nicht zuletzt weil sich in ihnen im Zuge des Zweiten Vatikanums neue Liturgieformen leichter entwickeln konnten.

In der lebhaften Abschlussdiskussion fiel auf, dass das Bedürfnis nach sakralen Räumen, nach nichtkommerziellen, dennoch öffentlich zugänglichen Räumen mit dem „Besonderen“ in der Gesellschaft nach wie vor vorhanden ist. Dieses Feld, diese Spiritualität darf in Europa nicht anderen gesellschaftlichen Akteuren überlassen werden. Auf die Frage, „was das Sakrale von Kirchen-Räumen ausmacht“, wurde gefordert, ihren architektonischen Ausdruck, „den heiligen Rest“ zu bewahren. Kirchen können deshalb nicht jede Umnutzungs-Aufgabe übernehmen. Gleichzeitig stehen die Kirchen vor der Forderung, ihre Kosten und ihren Unterhaltsbedarf transparent zu machen. In seinem abschließenden Beitrag öffnet *Christian Holl* mit den vielfältigen Aspekten der Diskussion die Komplexität der Probleme und der individuellen Lösungen, so dass Kirche in überraschend vieler Hinsicht neu denkbar wird.

„Forum Stadt e.V. – Netzwerk historischer Städte e.V.“ dankt der Obersten Denkmalschutzbehörde im „Ministerium für Finanzen und Wirtschaft des Landes Baden-Württemberg“ für die großzügige Unterstützung der Tagung sowie dieser Publikation.

Esslingen am Neckar

November 2012

Kerstin Gothe und Theresia Gürtler Berger

DIE ENTDECKUNG DER VIELFALT: ANGEMESSENE KIRCHENUMNUTZUNGEN

1. EINLEITUNG

Laut einer Studie des Instituts für Demoskopie Allensbach aus dem Jahre 2009 haben zwei Drittel der gesamten bundesdeutschen Bevölkerung schon davon gehört, dass Kirchen aufgegeben und für andere Zwecke umgebaut und umgenutzt wurden. Durchschnittlich 28 % kennen ein umgewidmetes Kirchengebäude.¹ Wann hat dieser Prozess eigentlich begonnen? Seit wann, so fragt man sich, steht einer Vielzahl unserer christlichen Kirchengebäude eine ungenügende Zahl an Gläubigen gegenüber?

Die Antwort ist so einfach wie überraschend: Seit Anbeginn! Städte wie Köln, Lübeck oder Wismar, um nur einige zu nennen, hatten von jeher ein Sakralraumangebot, das sich nicht am Bedarf orientierte. In keiner dieser Städte füllten die Gottesdienstbesucher auch nur annähernd die Kirchenräume. Dies war, sieht man einmal von kurzen Nachkriegsperioden sowie den damit einhergehenden Bevölkerungsexpansionen und lokalen Gegebenheiten ab, immer so. Was also, fragt man sich, ist heute anders als in der Vergangenheit?

Zunächst einmal leben wir in einer weitgehend säkularen Gesellschaft. Unser Handeln wird nicht mehr durch christliche Weltanschauungen geprägt, sondern unterliegt wirtschaftlichen Regeln. Wörter wie Schnäppchenjäger oder der Werbeslogan „Geiz ist geil!“ verdeutlichen eine Haltung, die aktuell auch unsere Kirchengebäude in ihrer Überlebensfähigkeit gefährdet. Nicht ausgelasteter umbauter Raum gilt als unwirtschaftlich und damit augenscheinlich als verzichtbar.

Dabei wird leicht übersehen, dass ein wesentliches Merkmal der Sakralarchitektur nicht Erwerbssinn, sondern ganz im Gegenteil Verschwendung ist. Überfluss bezogen auf die Fläche jedes einzelnen Gotteshauses, aber auch auf die Anzahl der Kirchengebäude insgesamt zeichnet die europäische Kulturlandschaft aus. Kirchenräume sind ein Angebot an die Menschen – ohne wirtschaftliches Kalkül und zunächst einmal offen für jeden. Dabei ist ein gewisses Übermaß aus architektonischer Sicht unumgänglich. Eine gewisse Opulenz muss sein, will man einen Raum mit einer hohen spirituellen Qualität schaf-

1 Vgl. die Reaktion der Bevölkerung auf die Umwidmung von Sakralbauten: *Institut für Demoskopie Allensbach*, auf: www.ifd-allensbach.de/uploads/tx_studies/7442_Sakralbauten.pdf [04.03.2012].

fen.² Wenn wir heute durch Kirchenschließungen, Umnutzungen und Nutzungserweiterungen die Fläche an Sakralraum verringern, wenn wir versuchen, mit Kirchengebäuden Geld zu erwirtschaften, dann steht dies diametral zum ursprünglichen Sinn.

Obwohl weite Teile der ostdeutschen Gesellschaft sich heute als nicht religiös bezeichnen, ist unterbewusst ein sicheres Gespür dafür vorhanden, dass eine kommerzielle Verwendung dem Charakter des Sakralraums zuwider läuft. In der eingangs erwähnten Studie des Allensbach Instituts votieren 79 % der Befragten für eine Nutzung als Museum. 72 % können sich eine Bibliothek oder eine Bücherei in einem ehemaligen Kirchengebäude vorstellen. Für die Umwidmung als Theater plädieren 63 %. Bei der Abgabe an eine andere Religion ist die Bevölkerung gespalten. 49 % fänden dies in Ordnung, 47 % sind dagegen. Mit über 80 % entscheiden sich die Befragten deutlich gegen eine Verwendung als Wohnraum, Disco, Bar oder Kneipe, Sporthalle, Lager sowie Abstellraum. Das Schlusslicht bildet die Nutzung als Supermarkt. 92 % sind gegen eine solche Verwendung.³ Auf den Punkt gebracht bedeutet dies: Umwidmung als Museum, Konzerthaus oder auch für andere Religionen ja, als Disco oder für Geschäftsräume nein.

Die Diskussion über die „Angemessenheit der neuen Nutzung“ von Kirchengebäuden beherrscht seit Jahren den Diskurs. Dabei zeigt sich deutlich: Neue Verwendungen, die Geld einbrächten, werden von weiten Teilen der Bevölkerung, aber auch von den Glaubensgemeinschaften abgelehnt. In der Orientierungshilfe der Kirchenleitung der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg – schlesische Oberlausitz aus dem Jahre 2006 kann man beispielsweise nachlesen, nicht angemessen seien Nutzungen, die „einseitigen gewerblichen oder persönlichen Gewinn anstreben [...] (Beispiel Spielcasino)“.⁴

Wenn die katholischen Bistümer und evangelischen Landeskirchen tatsächlich – wie vielfach in den Medien dargestellt wird – wirtschaftlich nicht mehr in der Lage sind, ihren Immobilienbestand zu unterhalten, andererseits eine ökonomische Verwertung der Bauwerke ihrem Wesen zuwiderläuft und von den Bürgern nicht akzeptiert wird, stellt sich die Frage: Wie soll langfristig mit den Kirchengebäuden umgegangen werden? Im Folgenden wird eine Übersicht über gelungene Lösungen der Umnutzung bzw. Nutzungserweiterung von Kirchengebäuden gegeben.

2. DIE STADT MÜHLHAUSEN – BEISPIELE FÜR KULTURELLE NUTZUNGEN

Die Stadt Mühlhausen in Thüringen besitzt heute noch 11 von ehemals 14 mittelalterlichen Stadtkirchen. Dabei hatte Mühlhausen 1360 gerade mal 3.000 Einwohner. Heute

2 Vgl. R. Fisch, Wo wohnt Gott, in: A. Büchse/H. Fendrich u.a. (Hrsg.), Kirchen – Nutzung und Umnutzung: Kulturgeschichtliche, theologische und praktische Reflexionen, Münster 2012, S. 83-98.

3 Vgl. Institut für Demoskopie Allensbach (s. A 1).

4 Ev. Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz (Hrsg.), Kirchen-Häuser Gottes für die Menschen. Einladung zum lebendigen Gebrauch von Kirchenräumen, Berlin 2006, S. 55.



Abb. 1: Ehem. Jakobikirche in Mühlhausen: Blick ins Innere der Bibliothek; Foto: Winkler Architekten.

sind von den 11 überkommenen Kirchengebäuden noch 5 in liturgischer Nutzung.⁵ Die übrigen wurden einer anderen Verwendung zugeführt.

Die Allerheiligenkirche beherbergt heute eine Museumsgalerie, St. Kilian ist der Spielort der Theaterwerkstatt 3K und die Kornmarktkirche dient als Bauernkriegsmuseum. Bereits zu DDR-Zeiten wurde aus St. Marien eine Müntzergedenkstätte. Im April 2009 fand in der Kornmarktkirche die Tagung „Kirche leer – was dann? Neue Nutzungskonzepte für alte Kirchen“ der Deutschen Stiftung Denkmalschutz sowie der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland statt.

Die Mühlhäuser Jakobikirche ist heute eine Stadtbibliothek. 1296 wird sie erstmals als Filialkirche von St. Marien urkundlich erwähnt. Der überkommene Baukörper hat, wie archäologische Untersuchungen ergaben, drei Vorgängerbauten. Er präsentiert sich im Wesentlichen in der Formensprache der frühen und hohen Gotik. 1418 werden die Arbeiten an der ungleichen Turmgruppe vollendet. Jedoch schon mit der Reformation verliert die Jakobikirche an Bedeutung, und es finden nur noch sporadisch Gottesdienste statt.

5 Die St. Georgikirche, St. Petri und St. Martini werden als evangelische Pfarrkirchen genutzt. Ebenso die ehemalige Wirkungsstätte Johann Sebastian Bachs, die Divi Blasii Kirche. Sie dient darüber hinaus selbstverständlich auch für Orgelkonzerte. Auch die St. Nikolaikirche, die vermutlich im Mittelalter nicht fertiggestellt wurde, ist heute eine evangelische Pfarrkirche. Die ehemalige Dominikanerklosterkirche St. Peter und Paul ist bis auf wenige Reste nach einem Brand 1689 abgetragen worden.

Infolge eines Blitzschlages brennt das Kirchengebäude 1559 aus, und obwohl Teile der Gewölbe und Pfeiler 1592 einstürzen, stellt man es 1596/97 und 1732/35 wieder instand.

Mit Beginn des 19. Jahrhunderts geht die Jakobigemeinde endgültig in der Mariengemeinde auf. 1831 wird die Jakobikirche offiziell geschlossen, doch aufgrund ihrer städtebaulichen Wirkung entgeht sie einem Abriss. In den folgenden Jahrzehnten verwendet man sie als Lagerraum oder als Aushilfskirche während der zahlreichen Baumaßnahmen an anderen Mühlhäuser Sakralbauten.

Durch den fehlenden Bauunterhalt schreitet ihr Verfall immer rapider voran, bis man Ende der 1980er Jahre mit ersten unzureichenden Sicherungsmaßnahmen beginnt. Zwischen 1992 und 2002 kann das Gebäude umfassend von der Stadt Mühlhausen mit finanzieller Unterstützung des Landes Thüringen, aus Mitteln des Bund-Länder-Programms „Städtebaulicher Denkmalschutz“ und der Deutschen Stiftung Denkmalschutz saniert werden. 2002 bis 2004 erfolgt der Einbau der Stadtbibliothek.

Heute betritt man das Gebäude über den historischen zentralen Eingang an der Doppelturmfassade. Die notwendige Infrastruktur wie Garderoben, Verwaltung und Buchausgabe ist hier in zwei mehrgeschossigen holzverkleideten Einbauten untergebracht. Dieser Bereich dient auch als Vorzone für das anschließende Kirchenschiff. Ein Regalsystem, welches der Architekt Hans Winkler aus Erfurt bewusst von den bestehenden Umfassungsmauern abgerückt hat, ist frei im Innenraum des Kirchenschiffs positioniert und nimmt den Buchbestand auf (vgl. Abb. 1). In den frei zugänglichen Obergeschossen sind über 80.000 Medieneinheiten in offenen Regalen aufgestellt. Der Abstand zwischen neu und alt ist gestalterischer Wille, und verhindert, dass die historischen Fensteröffnungen durch die Geschossdecken zerschnitten werden. Darüber hinaus wird auf diesem Weg ein natürlicher Lichteinfall in das Erdgeschoss gewährleistet. Durch schmale Stege sind in den Obergeschossen die gotischen Maßwerkfenster und damit der notwendige zweite Fluchtweg erreichbar (vgl. Abb. 2).



Abb. 2: Ehem. Jakobikirche in Mühlhausen:
Das Regalsystem ist von den Mauern
abgerückt, Foto: R. Fisch.

Im Erdgeschoss befinden sich die Recherchearbeitsplätze. Flache Rampen ermöglichen hier einen barrierefreien Zugang, und ein aus begehbarem Glas ausgeführter Fußboden im Chorraum gibt einen Blick in die Ausgrabungen frei. Die Kinderbibliothek hat in einem kreuzrippengewölbten Nebenraum ein neues Zuhause gefunden.

3. DAS RUHRGEBIET – BEISPIELE FÜR KIRCHLICHE NUTZUNGSERWEITERUNGEN

Auch die Städte Duisburg, Mülheim, Oberhausen, Bottrop, Essen, Gelsenkirchen und Bochum, alle im erst 1958 gegründeten Ruhrbistum gelegen, haben mit der demographischen Entwicklung zu kämpfen. Spätestens 2020, so schätzt man, wird sich die ursprüngliche Zahl der Katholiken im Bistum Essen von 1.489.596 aus dem Jahre 1962 nahezu halbiert haben. Aufgrund der wirtschaftlichen Notlage verkündete der damalige Bischof Dr. Felix Genn im Januar 2006, dass in 96 Kirchengebäude keine finanziellen Zuweisungen des Bistums mehr fließen sollen. Diese so genannten „weiteren Kirchen“, immerhin knapp 30% des gesamten Bestandes, sollten also abgegeben werden. Dennoch hatte man den Anspruch, einerseits die Abstufungen möglicher Nutzungen der Deutschen Bischofskonferenz zu beachten und andererseits für jedes Gebäude eine ihm angemessene, individuelle Lösung zu finden.

32 Kirchengebäude wurden seitdem veräußert oder in Erbpacht vergeben. Davon sollen bzw. sind bereits ca. 20 Gebäude abgerissen. Für etwa ein Drittel der Immobilien wurde noch keine endgültige Lösung gefunden. Auffällig ist, dass nur in einem Fall eine rein gewerbliche Nutzung umgesetzt wurde.⁶

Die Kirche Heilig Kreuz in Mülheim ist nicht profaniert worden. Nach wie vor finden an diesem Ort auch noch Gottesdienste statt, doch handelt es sich in der Regel um Trauerfeiern. Die Gemeinde wählte, nachdem das zugehörige Pfarrheim veräußert war, für ihr Kirchengebäude die so genannte Kolumbariumslösung. Dabei ist es den Entscheidungsträgern in Mülheim wichtig, dass ihr Kirchengebäude nicht lediglich als eine überdachte Beisetzungsstätte wahrgenommen wird. Ganz bewusst entschied man sich für den neuen Namen „Auferstehungskirche Hl. Kreuz“. Wo 40 Jahre lang, von 1967 bis 2007, die Auferstehung Christi verkündigt wurde, sollte ein Raum entstehen, der Tod und Leben, Sterben und Auferstehen miteinander in Beziehung setzt und in der Gegenwart und im Alltag verortet. Deshalb finden auch Konzerte, Ausstellungen sowie Lesungen in der Urnenkirche statt.

Die in einem Wohngebiet gelegene und von dem Architekten Rudolf Büchner entworfene ehemalige Pfarrkirche mit dem steilen Walmdach und dem markanten Turm (vgl. Abb. 3) wurde so umgestaltet, dass sich entlang der Wände ein mäanderförmiges Band zieht. Es symbolisiert das Band des Lebens, das am Taufbrunnen beginnt, alle Urnengrä-

6 Vgl. H. Fendrich/G. Kronenberg, „Wind of Change“? Was das Bistum Essen mit seinen Kirchen macht, in: A. Büchse/H. Fendrich (s. A 2), S. 141-168.



Abb. 3: Auferstehungskirche Heilig Kreuz in Mülheim; Foto: R. Fisch.

ber umschließt und am Altar endet. Die Architekten⁷ ordneten im Kirchenraum zusätzlich bewegliche Tore an, die aus Gold schimmernden Bändern gebildet werden. Je nach Stellung der Tore verändert der Raum sein Erscheinungsbild.

Im Untergeschoss wurde ein Trauercafé für Begegnung und Begleitung eingerichtet. Am 1. Februar 2009 erfolgte die Übergabe an die neue Zweckbestimmung. Der Verein Trauerbegleitung und ein angeschlossenes pastorales Trauerzentrum sind Anlaufpunkte für alle Fragen der Trauerarbeit und -bewältigung. Die Investitionskosten, durch Kredite bezahlt, sollen durch die Bereitstellung von Urnengrabstätten refinanziert werden. Bis heute trägt sich dieses Konzept besser als zu Beginn kalkuliert.

Auch andere Diözesen und Landeskirchen haben inzwischen ungenutzte Kirchengebäude zu Kolumbarien umgestaltet. St. Josef in Aachen, die Allerheiligenkirche in Erfurt, die Liebfrauenkirche in Dortmund, St. Konrad in Marl-Hüls, die Kirche Hl. Familie in Osnabrück, die Hl. Herz Jesu Kirche in Hannover sowie die St. Paulikirche in Soest sind nur einige Beispiele dieser sich immer stärker etablierenden Lösung.

7 Peter Lammsfuß und Markus Ulmann des Büros zwo+architekten, Bochum.



Abb. 4: Konzertkirche Neubrandenburg, Foto: R. Fisch.

4. DIE STADT NEUBRANDENBURG – BEISPIELE FÜR KOMMUNALE NUTZUNGEN

Die Stadt Neubrandenburg, ca. 135 Kilometer nördlich von Berlin im Bundesland Mecklenburg-Vorpommern gelegen, hat wie viele andere ostdeutsche Kommunen das Problem der Abwanderung und der sinkenden Geburtenraten. Die Einwohnerzahl betrug 1988 noch 90.471, im Jahre 2010 lediglich 65.282. Damit hat die Stadt seit der Wiedervereinigung ca. 28% ihrer Bewohner verloren.

In Umnutzungskreisen bekannt ist Neubrandenburg aufgrund der 1996 bis 2001 zu einer Konzerthalle umgebauten Marienkirche. Der Wiederaufbau der im Krieg zerstörten dreischiffigen gotischen Hallenkirche mit dem prachtvollen Maßgiebel aus Formsteinen und dem wuchtigen Westturm liest sich fast wie ein Krimi. Bereits 1952 kommt es zur Grundsteinlegung, doch das Vorhaben scheitert am Konkurs des dafür bilanzierten Baubetriebs. Die Erkenntnis, dass ein solches Projekt für die Evangelisch-Lutherische Kirchengemeinde nicht zu realisieren ist, führt dazu, dass sie sich auf ihren zweiten Standort St. Johannis konzentriert und 1975 die Marienkirche an die Stadt verkauft. Ziel der Veräußerung ist die Nutzung für einen profanen jedoch würdigen Zweck. Nach mehreren ge-



Abb. 5: Konzertkirche Neubrandenburg: Nebenräume; Foto: R. Fisch.

scheiterten Versuchen der Umsetzung wird schließlich 1998 bis 2001 der Entwurf des aus einem Wettbewerb hervorgegangenen Preisträgers Pekka Salminen ausgeführt. Seitdem ist die „Konzertkirche Neubrandenburg“ die Stammspielstätte der Neubrandenburger Philharmonie; aber auch andere Musikveranstaltungen finden in dem von einer GmbH betriebenen Gebäude statt.

Von außen kann man die neue Nutzung nur durch die modern gestalteten Türen erahnen, während im Inneren nichts mehr auf die ursprüngliche Widmung verweist. In die historischen Umfassungsmauern setzte der Architekt einen modernen Konzertsaal, der dem Prinzip einer Arena mit mittiger Bühne und zweiseitig ansteigenden Tribünen folgt. Der wie ein Möbelstück eingestellte Ausbau hält einen respektvollen Abstand zu den historischen Umfassungsmauern und erzeugt so eine Fuge, die der inneren Erschließung dient. Über dem Hauptparkett ist eine frei in den Raum schwebende Empore angeordnet. Dahinter befindet sich, durch eine Glaswand abgetrennt, in den beiden ersten westlichen Jochen des ehemaligen Kirchenschiffs, das Foyer (vgl. Abb. 4).

Die Nebennutzflächen, wie zum Beispiel die Künstlergarderoben und die Aufbewahrungsräume für die Instrumente, ordnet der Architekt in einem neuen Untergeschoss an. Auch hier kann man die hohe architektonische wie baukonstruktive Qualität des Entwurfs sowie der Realisierung erleben (vgl. Abb. 5). Im Jahr 2003 wird das Gebäude mit dem Deutschen Architekturpreis ausgezeichnet.⁸

⁸ Weitere Informationen zur Marienkirche in Neubrandenburg vgl. R. Fisch, Umnutzung von Kirchen-

Doch Neubrandenburg hat ein weiteres, kaum bekanntes umgenutztes Kirchengebäude: die neoromanische ehemals katholische Kirche St. Josef. Das 1906 bis 1907 errichtete Backsteingebäude wird tatsächlich in den 1960er Jahren für die wachsende Gemeinde zu klein. Auch ein Funktionsanbau kann dieses Problem langfristig nicht verhindern und so gibt man 1976 diesen Standort auf und baut ein neues Gemeindezentrum. Der kleine Saalbau hingegen fällt an die Stadt Neubrandenburg, die die Räumlichkeiten erst einmal als Werkstatt und Requisitenlager für ihr Theater nutzt. Ein zunächst geplanter Abriss für eine Straßenerweiterung kann verhindert werden, und 1991 erfolgt die Unterschutzstellung als Einzeldenkmal.

Nach einem Umbau zu einem multikulturellen Zentrum mit dem Namen „Latücht“ – dies ist niederdeutsch und bedeutet Laterne – erfolgt 1996 die Eröffnung. Der neue Kinosaal mit variabler Bestuhlung bietet ca. 100 Sitzplätze und modernste Projektionstechnik für multimediale Präsentationen sowie die notwendige Beschallungsanlage für Tagungen, Konferenzen und Konzerte. Das neu gestaltete Foyer beherbergt ein Café, und in dem zugehörigen Innenhof ist eine Grillfläche entstanden. Nach Fertigstellung des Anbaus und der Hofgestaltung 1999 und 2000 belaufen sich die Kosten für die Sanierung und den Umbau für die Stadt Neubrandenburg auf ca. 1,6 Mio. Euro.

Zunächst übernimmt der Latücht-Film & Medien e.V. die Bewirtschaftung und etabliert dort ein kommunales Programm kino mit Medienwerkstatt. Nach Streitigkeiten über die Finanzierung zwischen dem Verein und der Stadt werden der Betrieb und die Vermarktung 2009 an das stadt eigene Veranstaltungszentrum Neubrandenburg GmbH übertragen, das bereits einige Erfahrungen mit der professionellen Vermarktung von umgenutzten Kirchengebäuden vorweisen konnte.

5. DER WEILER MESSDUNK – BEISPIEL FÜR EINE NUTZUNG DURCH EINEN VEREIN

Der ca. 11 Kilometer südlich der Stadt Brandenburg an der Havel gelegene Weiler Meßdunk soll nie mehr als fünf Häuser umfasst haben. 1540 erstmals als Dorf mit Kirche erwähnt, erfolgt 1928 die Eingemeindung in die Ortschaft Reckahn. Die heute noch vorhandene Kirche wurde 1868 bis 1869 durch den Maurermeister Eiserbeck aus Golzow errichtet. Sie ist sicherlich keine Inkunabel der Baukunst, und für die Kulturlandschaft wäre ein Verlust zu verkraften gewesen, allerdings erschien sie als wichtiger Identifikationspunkt für die Menschen der Umgebung als unverzichtbar.

Als 1965 der Blitz in den Turm einschlägt und das Kirchendach schwer beschädigt, unterbleibt zunächst eine Instandsetzung. Erst 1990 bis 1993 wird auf Initiative des Fördervereins „Alte Kirchen Berlin-Brandenburg“ das Dach repariert. Außerdem streicht man

gebäuden in Deutschland. Eine kritische Bestandsaufnahme, Bonn 2008, S. 54-55 sowie die zugehörige CD, S. 42-50.

den Kirchturm in der ursprünglichen Farbe, verglast die Fenster, installiert eine Heizung und verlegt eine neue Elektroinstallation.

Im Januar 1998 wird die Kirche entwidmet, bleibt jedoch weiterhin im Eigentum der Evangelischen Kirchengemeinde Reckahn. Mit dem 1994 gegründeten Verein JUSTkultur e.V. wird ein Pacht- und Nutzungsvertrag geschlossen. JUST – ursprünglich die Abkürzung für Jugend- und Sozialarbeit – verfolgte anfänglich das Konzept, die ehemalige Dorfkirche zu einem Begegnungsort für Jugend, Kultur und Soziales auszubauen. Inzwischen hat sich jedoch deutlich ein Förderungsschwerpunkt für Kultur herausgebildet. „Hauptanliegen des Vereins ist,“ so kann man auf seiner Internetseite nachlesen, „Kleinkunst – ob gesprochen oder gesungen, gespielt oder getanzt – für kreative und aufgeschlossene Menschen darzubieten.“⁹

Ein kostenintensiver Umbau hat nicht stattgefunden. Das ca. 96 m² große Kirchenschiff mit der runden, gewölbten Apsis mit Sternenhimmel könnte sofort auch wieder für Gottesdienste reaktiviert werden. Nicht nur aus denkmalpflegerischer Sicht eine Verwendung, die zu begrüßen ist und die als eine alternative Nutzung auf andere leerstehende Dorfkirchen übertragen werden sollte.

6. EIN AUSBLICK

Auf die Frage: „Was sind die hervorstechenden Merkmale Ihrer Stadt bzw. Ihrer Gemeinde? Was gibt dieser Stadt, diesem Ort das besondere Gesicht?“ antworten 36% der durchschnittlichen Gesamtbevölkerung mit „Die Kirchen“.¹⁰ Viele Bundesbürger, egal ob sie kirchlich gebunden sind oder nicht, identifizieren ihre Stadt oder Region ganz stark mit den dort vorhandenen Sakralbauten.

„Die Ausprägung von Identität gewinnt vor allem dort an Bedeutung, wo Abwanderung und Verlust an Infrastruktur die Verwurzelung des einzelnen in seiner Heimatregion infrage stellen“ – so das Ergebnis der Enquete-Kommission „Kultur in Deutschland“ in ihrem Schlussbericht vom Dezember 2007. Und weiter heißt es: „Kirche erlangt hier eine ganz neue Bedeutung. Gerade in ländlichen Gebieten werden Kirchengemeinden und Dorfkirchen immer mehr zu einem kulturellen Identitätsanker – für Christen wie für Nichtchristen.“¹¹

Kirchengebäude sind feste Ankerpunkte in den oft stürmischen Wogen der Zeit. Sie haben Jahrhunderte überdauert, politische Umwälzungen und soziale Reformen überstanden. In den wichtigen Wendepunkten ihres Lebens haben Menschen, meist unabhängig von ihrer Glaubenszugehörigkeit, diese Orte aufgesucht. Sie sind noch fest im Be-

9 Vgl. <http://justkultur.pachali.net/uber-justkultur> [17.03.2012].

10 Vgl. *Institut für Demoskopie Allensbach* (s. A 1).

11 Schlussbericht der Enquete-Kommission „Kultur in Deutschland“: *Deutscher Bundestag*, Drucksache 16/7000 vom 11.12.2007, auf: <http://dipbt.bundestag.de/dip21/btd/16/070/1607000.pdf> [17.03.2012], S. 147.



Abb. 6: Zeichnung zum Thema „Die Stadt“ eines Vorschulkindes, 2012.

wusstsein der Bevölkerung verwurzelt. Daraus erwächst den Religionsgemeinschaften eine große Verantwortung, aber auch eine einmalige Chance. Wirtschaftliche Betrachtungen mit einfachen Kosten-Nutzen-Faktoren greifen bei einem Kirchengebäude offensichtlich zu kurz.

Nach und nach scheint aber auch diese Verwurzelung verloren zu gehen. Im Jahre 1999 habe ich Vorschulkinder gebeten, mir Bilder zum Thema „Die Stadt“ zu malen. Anschließend haben mir die Kinder ihre Bilder erklärt. Exakt 50% hatten auf ihren Bildern ein Kirchengebäude dargestellt. Bei der Wiederholung dieses Experiments im März 2012 hat von 17 Vorschulkindern einer Kindertagesstätte in Berlin-Tiergarten nur ein einziges Kind eine Kirche gemalt. Berücksichtigt werden muss dabei, dass Kinder nicht malen was sie sehen, sondern was sie wissen. Alle zeichnen Häuser mit roten Walmdächern, obwohl es im Hansaviertel, wo diese Kinder zu Hause sind, nur Flachdachbauten gibt (vgl. Abb. 6).

Gewiss lässt sich hierbei einwenden, diese Untersuchung sei nicht wissenschaftlich, und überhaupt habe sich der Anteil der Kinder mit Migrationshintergrund und somit von Kindern, die meist ohne christlichen Background aufwachsen, deutlich erhöht, was Einfluss auf das Ergebnis nehmen konnte. Aber diese Entwicklung ist die Zukunft: Die

Wahrnehmung der Kirchengebäude als besondere Orte wird in der Bevölkerung abnehmen. Unterschiedlichste Gründe, die letztendlich durch die Denkmalpflege nicht wirklich zu beeinflussen sind, treiben diese Entwicklung voran. Allein ausschlaggebend für die Überlebensfähigkeit der Kirchengebäude ist jedoch, entgegen aller Berichterstattung über wirtschaftliche Abwägungen, welchen Stellenwert diese Gebäude in der Gesamtbevölkerung zukünftig haben werden.

Der demografische Wandel birgt gewaltige Umwälzungen für die Bevölkerungsstruktur. Verbunden mit der gleichzeitigen Abwanderung aus strukturschwachen Regionen bedeutet dies besonders für die Dagebliebenen ein Infragestellen ihrer eigenen Identität. Kirchengebäude können auf diese Ungewissheit eine Antwort geben. Ihr Erhalt ist also für die Gesamtgesellschaft alternativlos, und so lange es Menschen gibt, die dies erkennen, werden sie für den Erhalt ihres Kirchengebäudes kämpfen.

GEMEINSAMES ENGAGEMENT FÜR KIRCHENGEBÄUDE

Städte und Kirchengemeinden arbeiten zusammen im
»Modellvorhaben Kirchenumnutzungen«
des Ministeriums für Bauen und Verkehr NRW

1. DIE AUSGANGSLAGE

Das dicht besiedelte Land Nordrhein-Westfalen verfügt über einen überaus großen Bestand an Kirchengebäuden mit hervorragenden Bauten aller wichtigen Bauphasen und Architekturepochen. Insbesondere in der Epoche des modernen Kirchenbaus und der Nachkriegsmoderne hat sich hier eine weltweit einzigartige Dichte und Qualität von Kirchenbauten entwickelt. Die Gebäude dieser Bauphase stellen, mit dem Schwerpunkt nach 1950, ca. 50% des Kirchenbestandes dar. Sehr viele dieser modernen Kirchen, aber auch zahlreiche Kirchen anderer Bauphasen sind inzwischen unter großen Veränderungsdruck geraten.

Der Rückzug der beiden ehemaligen Volkskirchen in Deutschland wurde zuerst in den großen Städten und Ballungszentren mit einer Vielzahl aufgegebener Kirchengebäude sichtbar. Vorangegangen war bereits seit längerem ein Abbau von Stellen und Strukturen. In größerem Ausmaß spürbar wurde diese Problematik in den stark urbanisierten Bereichen Nordrhein-Westfalens. Inzwischen hat dieses Phänomen die Stadtrandgebiete, mittlere und kleine Städte und auch den ländlichen Raum erreicht.

2. ENTSTEHUNG UND ZIELE DES MODELLVORHABENS

Der Veränderungsdruck bei Kirchengebäuden veranlasste die drei evangelischen Landeskirchen und fünf katholischen Bistümer in Nordrhein-Westfalen, im Jahr 2006 ein Gespräch mit dem Landesbauministerium zu führen, als dessen Ergebnis das »Modellvorhaben Kirchenumnutzungen« initiiert wurde.¹ Gründe für das Engagement des Ministeriums in dieser Problemlage waren die baukulturelle Relevanz von Kirchengebäuden in ihrem städtebaulichen und sozialen Kontext sowie die zu erwartenden Funktions- und Gestaltungsprobleme bei ihrem Verlust.

1 Vgl. J. Beste, Modellvorhaben Kirchenumnutzungen, Ideen – Konzepte – Verfahren. Sechzehn Beispiele aus Nordrhein-Westfalen, hrsg. vom Ministerium für Bauen und Verkehr Nordrhein-Westfalen, Landesinitiative StadtBauKultur, Düsseldorf 2010; O. Meys/B. Gropp, Kirchen im Wandel, auf: www.stadtbaukultur-nrw.de/pdf/publikationen/kirchenimwandel1.pdf [01.11.2012].

Im Modellvorhaben sollten deshalb Erfahrungen im baukulturellen und sozialen Umgang mit dieser empfindlichen Gebäudetypologie gesammelt werden: in Form von Nutzungserweiterungen, Teilumnutzungen und Umnutzungen. Überdies sollten verschiedene Erarbeitungsprozesse bei Neuorientierungen für Kirchengebäude erprobt werden. Die Erfahrungen, sowohl aus erfolgreichen als auch aus nicht erfolgreichen Prozessen, sollten ermittelt und für weitere Projekte nutzbar gemacht werden.

Gefördert wurden hierfür knapp 20 ergebnisoffene Machbarkeitsstudien für umzunutzende oder in ihrer Nutzung zu erweiternde Kirchengebäude in ganz Nordrhein-Westfalen mit einem möglichst breiten Spektrum in Bezug auf Bauperiode, Architektur, Standort und Umfeld. Die Machbarkeitsstudien wurden anteilig durch das Land (meist 80%-Anteil), die jeweilige Kommune und die Kirchengemeinden (meist je 10%-Anteil) finanziert. Eine Förderzusage für Bauinvestitionen war hiermit allerdings nicht verbunden, um auf diese Weise selbsttragende Nutzungskonzepte entwickeln zu können.²

3. DIE VORGEHENSWEISE

Die Erarbeitungsprozesse der Machbarkeitsstudien wurden in der Regel durch Projektgruppen gesteuert und durch Architekten, Stadtplaner und unter Beteiligung von Finanz- und Immobilienexperten erarbeitet. Die Prozesse wurden teilweise extern moderiert und untereinander sowie mit den übergeordneten Einrichtungen vernetzt, begleitet und beraten, um auch während der Erarbeitung bereits gemachte Erfahrungen zu vermitteln.

Die in den Projektgruppen beteiligten Institutionen und Personenkreise waren in erster Linie die jeweiligen Kirchengemeinden und zum Teil weitere kirchliche Institutionen, wie Bauabteilungen der Bistümer und Landeskirchen. Weiterhin waren aus den jeweiligen Kommunen Planungsämter, Denkmalpflege und mitunter Vertreter der Kommunalpolitik eingebunden. Zum Teil waren potentielle Nutzer mit Umnutzungsideen vorhanden, wie kirchliche Organisationen (Caritas, Diakonie) oder Akteure aus den Kommunen (Wohnungsunternehmen, Kulturinstitutionen etc.).

4. ERGEBNISSE UND ERFAHRUNGEN

Ergebnisse dieser Phase des Modellvorhabens sind verschiedene Nutzungsideen, die auf ihre Realisierungsmöglichkeiten überprüft wurden, hierfür zum Teil auch bereits erarbeitete bauliche Lösungsvorschläge sowie die unterschiedlichen Vorgehensweisen der Erarbeitungsprozesse. In verschiedenen Bereichen wurden Problematiken bei der Umnut-

2 Das Ministerium für Bauen und Verkehr beauftragte das Büro *synergon* aus Köln, das Modellvorhaben konzeptionell und organisatorisch zu begleiten sowie die einzelnen Modellprojekte und weitere Beteiligte zu vernetzen und zu koordinieren. Mitte des Jahres 2010 wurden die Ergebnisse dieser Phase in einer Dokumentation mit 16 Modellprojekten veröffentlicht (s. A 1).

zung von Kirchengebäuden herausgearbeitet: Aufgrund der sakralen Vornutzung, des Identifikationswertes und der Zeichenhaftigkeit einer Kirche fällt ihre Funktionsaufgabe und Umnutzung in der Regel schwer und ist unpopulär. Häufig besteht eine emotionale Bindung zu den Gebäuden, nicht nur in der christlichen Gemeinde, sondern auch in der Bürgergemeinde. Die Entscheidung zur Aufgabe wird deshalb oft erst sehr spät getroffen, wenn kaum noch andere Handlungsoptionen gegeben sind. Die Verantwortlichen der Kirchengemeinden stehen in der Regel zum ersten Mal vor einer derartigen Herausforderung, der sie aufgrund ihrer Ausbildung und eigentlichen Aufgaben nur schwer gerecht werden können.

Die architektonische und städtebauliche Qualität der meisten Gebäude – als die herausragenden Bauten ihres Umfeldes und ihrer jeweiligen Epoche – und besonders die äußerst vielfältigen Ausprägungen von Kirchenbauten in Formen, Grundrissen, Materialien, Standorten etc., erschweren den Umgang mit neuen Nutzungen.

Für die großen, offenen Räume sind nur schwer tragfähige Nutzungen zu finden, die diese nicht zerstören. Insbesondere wünschenswerte kulturelle oder soziale Nutzungen sind meist bereits an anderer Stelle in der Kommune realisiert und als zusätzliche Aufgaben mit den kommunalen Haushalten nicht mehr finanzierbar.

In die Prozesse sind viele verschiedene Beteiligte mit sehr unterschiedlichen Interessenlagen und zum Teil schwierigen Entscheidungswegen eingebunden. Die Interessen von Vertretern der Kirchengemeinden, Planungsverwaltungen, baukulturellen Akteuren etc. treffen hier häufig unvermittelt aufeinander. Ohne Vermittlung sind gegenseitiges Verständnis und eine Kompromissfindung oft schwer zu erreichen.

Aufgrund des hohen Identifikationswerts vieler Kirchengebäude bildet sich bei Umnutzungsprojekten oftmals bürgerschaftliches Engagement im Umfeld für den Erhalt der Gebäude. Die Frage, ob bürgerschaftliches Engagement Hilfe oder Hindernis für die Umsetzung der Projekte sein kann, entscheidet sich im Umgang mit Transparenz, Öffentlichkeit und Moderation der verschiedenen Interessen. Ohne entsprechende Begleitung kann eine starke Opposition gegen Umnutzungspläne entstehen, die Projekte mitunter scheitern lässt oder den sozialen Zusammenhalt in Kirchen- und Bürgergemeinde langfristig belastet. Deshalb ist für den Erfolg eines Umnutzungsprojektes ein sorgfältiger Umgang mit dem Entwicklungsprozess, seinen Beteiligten und der Vorgehensweise entscheidend.

Für die Kommunen sind, neben der Sicherung der baukulturellen Qualität auf architektonischer und städtebaulicher Ebene, die Auswirkungen auf die soziale Stadtentwicklung in den Quartieren zu beachten. Mit der kirchlichen Nutzung der Sakralräume gehen oft auch soziale und kulturelle Infrastruktur mit Kindergärten, Veranstaltungs- und Gruppenräumen, Pfarrbibliotheken etc. und dem damit verbundenen sozialen und kulturellen Engagement vieler Bürger verloren.

Eine planerische Problematik stellt die Sonderstellung sakraler Nutzungen im Bau- und Planungsrecht dar. Beim Wechsel dieser Nutzung greifen für die Gebäude plötzlich alle Auflagen und Verordnungen zu Stellplätzen, Versammlungsstätten und Brand-

schutz, die in den dichten Umfeldern und unter Denkmalschutzaspekten meist nur sehr schwer zu erfüllen sind.

5. FAZIT

Als ein wichtiges Fazit wurde festgestellt: Es gibt keine Standardlösungen, jedes Gebäude mit seinem Umfeld muss individuell betrachtet und jeder Neuorientierungsprozess muss individuell geplant werden. Hierfür müssen die bauliche und soziale Gebäudesituation, die Entwicklungsprozesse mit ihren Beteiligten und Vorgehensweisen sowie mögliche Nutzungskonzepte und ihre unterschiedliche Akzeptanz bei verschiedenen Interessenvertretern betrachtet werden:

- ▷ Für die bauliche *Gebäudesituation* sind wichtige Faktoren: Die Lage im baulichen Kontext der Kommunen, der städtebauliche Typus, die Wirksamkeit des Gebäudes im Umfeld, die architektonische Ausprägung und die bau- und kunsthistorische Bewertung von Gebäuden und deren Ausstattung sowie der bauliche Zustand.
- ▷ Bei der *sozialen Einbindung der Gebäude* sind zu beachten: Die historische, kulturelle und kirchliche Bedeutung, unterschiedliche Nutzungsarten von Kirchengebäuden, das soziale und kirchliche Umfeld sowie die finanzielle Situation der Bistümer bzw. Landeskirchen und der Kirchengemeinden. Sowohl die baulichen als auch die sozialen Aspekte haben Einfluss auf den Identifikationswert und auf bürgerschaftliches Engagement für den Erhalt der Gebäude.
- ▷ Für die *Entwicklungsprozesse und ihre Beteiligten* sind wichtige Punkte: Die Kirchengemeinden müssen im Vorfeld inhaltliche und räumliche Konzepte für ihre zukünftige Gemeindearbeit formulieren. Lenkungsgruppen sollten die Steuerung der Prozesse übernehmen und Beteiligung unterstützen. Geklärt werden müssen hierfür die Federführung (Kirchengemeinde oder Kommune?), eine externe Moderation der Phase der Neuorientierung, die Beteiligung aller relevanten Interessengruppen und -ebenen, insbesondere auch eine neutrale Beratung für Immobilien und Finanzen sowie die Fragen von Zeitpunkt und Form einer Öffentlichkeitsbeteiligung. Dabei empfiehlt sich eine enge Verzahnung des Dialogs mit der kommunalen Planungsverwaltung.
- ▷ Die *Nutzungskonzepte* sind zu unterscheiden nach kircheninternen und kirchenexternen Lösungen: Kircheninterne Lösungen sind sakrale Sondernutzungen, Mischnutzungen und interne Umnutzungen, die Weitergabe an andere Kirchen oder die sichernde Verwahrung von Gebäuden. Kirchenexterne Lösungen sind öffentliche kulturelle oder soziale Umnutzungen, private kulturelle, soziale oder gewerbliche Umnutzungen sowie die Nachnutzung des Grundstücks nach einem Abriss des Kirchengebäudes.
- ▷ Die *Akzeptanz* dieser verschiedenen Konzepte ist bei Bistümern und Landeskirchen, den Kirchen- und Bürgergemeinden, der kommunalen Politik und Verwaltung sowie

bei der Denkmalpflege unterschiedlich. Es müssen also sowohl kirchlich als auch baukulturell und sozial befriedigende Lösungen mit einem möglichst großen Konsens der genannten Beteiligten gefunden werden.

Als simple These ist festzuhalten: Eine sakrale Nutzung ist die beste Nutzung für ein Kirchengebäude aus Sicht aller Beteiligten. Deshalb sollte als Zielabstufung gelten: 1. Erhalt möglichst vieler Kirchen mit einer sakralen Nutzung, 2. Teilerhalt von sakraler / kirchlicher Nutzung, 3. verträgliche Umnutzungen nach kirchlichen, kulturellen und sozialen Kriterien und dies 4. auch bei einer Nachnutzung des Grundstücks ohne das Gebäude.

6. VERFAHRENSVORSCHLAG

Aufgrund der Besonderheiten, Schwierigkeiten und Chancen bei der Nutzungsänderung von Kirchengebäuden wurde in Zusammenarbeit mit der Evangelischen Kirche von Westfalen ein Verfahrensvorschlag für Neuorientierungsprozesse von Kirchengebäuden erarbeitet. Hier werden Bausteine für ein entsprechendes Verfahren aufgelistet, die an die jeweiligen Gegebenheiten angepasst werden können.

Voraussetzungen für ein gelungenes Vorgehen sind genaue Analysen zur räumlichen, finanziellen und demographischen Gemeindeentwicklung und Gebäudestrukturanalysen aller (Sakral-) Gebäude. Weiterhin sollte eine langfristige inhaltliche Gemeindekonzeption erarbeitet worden sein.

In einer Vorbereitungsphase wird eine Projektgruppe gebildet, mit der die Problemlage, ihre Rahmenbedingungen, mögliche Potenziale, inhaltliche und strukturelle Zielvorgaben und Ausschlüsse in einer Projektskizze formuliert werden sollten.

Der Entwicklungsprozess vollzieht sich dann in mehreren Projektphasen mit Grundlagenermittlung, Öffentlichkeitsarbeit, Programmentwicklung und der Konkretisierung einer Planung.

7. EMPFEHLUNGEN

Die demographische Entwicklung in Deutschland, insbesondere der Kirchenmitgliederszahlen und weiterer Faktoren, wird mit einer gewissen Unausweichlichkeit zu größeren Verlusten von Kirchengebäuden mit sakraler Nutzung in ganz Deutschland führen. Dies hat erhebliche Folgen für die Baukultur, das Zusammenleben und die soziale Stadtentwicklung in den Kirchen- und Bürgergemeinden. Viele Ursachen wie die demographische Entwicklung, der sich verstärkende Priestermangel oder die Finanzlast der Gebäude sind auch mittelfristig kaum beeinflussbar. In einigen Bereichen allerdings sind Einflüsse auf diesen Prozess möglich und notwendig: So können Bistümer und Landeskirchen, Kirchengemeinden, Kommunen, die Institutionen der Denkmalpflege und Landesregierungen Maßnahmen ergreifen, um diese Entwicklungen positiv zu beeinflussen.

- ▷ *Bistümer und Landeskirchen* sollten die Gemeinden stärken, um möglichst viele Kirchen in ihrer sakralen Nutzung erhalten zu können. Hier ist die Aktivierung und Unterstützung der Laiengemeinde und des ehrenamtlichen sozialen und kulturellen Engagements in den Gemeinden zu nennen. Die Priester- und Pfarrerausbildung sollte stärker an pastoraler Gemeindearbeit orientiert werden. In den Fusionsprozessen sind die emotionalen Gemeinderealitäten ernst zu nehmen, die die „steinerne Kirche“ als Identitätssort begreift, auch wenn die theologischen Lehren beider Kirchen die Gebäude nur als Hülle der „lebendigen Kirche“ sehen. Droht eine Aufgabe von Gemeindekirchen, sollten den Kirchengemeinden von Seiten der Amtskirchen externe Angebote für Moderation und Beratung von Neustrukturierungsprozessen und Kirchenumnutzungen sowie Angebote für eine neutrale Immobilienberatung und -vermarktung gemacht werden.
- ▷ *Die Kirchengemeinden* müssen sich nicht nur organisatorisch, sondern auch inhaltlich mit ihrer veränderten Situation auseinander setzen und hierfür neue Gemeindekonzepte entwickeln. Bei schwindender Bindung und Überzeugungskraft muss das Augenmerk der Gemeindearbeit stärker auf eine sozial und kulturell aktivere Pastoralarbeit gelegt werden. Beispiele derartig aktiver Gemeinden zeigen erhebliche Potentiale für eine lebendige Gemeindearbeit mit Stärkung der Laiengemeinde und ehrenamtlichem Engagement. Sowohl für die Entwicklung einer neuen Gemeindearbeit als auch für die daraus folgenden Gebäudeentscheidungen empfiehlt sich für die Kirchengemeinden eine externe Moderation und Beratung. Häufig liegen weiterhin Potentiale in einer stärkeren inhaltlichen und organisatorischen Verzahnung mit den Bürgergemeinden. Eine Zusammenarbeit mit den Kommunen, sowohl bei sozialen und kulturellen Aktivitäten als auch bei den Planungen für den Umgang mit dem Gebäudebestand, ergibt oftmals neue Möglichkeiten und Synergieeffekte.
- ▷ *Die Kirchbauämter* unterstützen die Kirchengemeinden im Umgang mit ihrer Gebäudesubstanz. Dies sollte die Erstellung von Gebäudestrukturanalysen sowie neue Standort- und Gemeindekonzepte aufgrund inhaltlich neu orientierter Gemeindearbeit einschließen. Die Kirchengemeinden benötigen hierfür externe Beratungs- und Moderationsangebote zu Erarbeitungsprozessen, Finanz- und Gebäudeanalysen. Diese können über die kirchlichen Bauverwaltungen vermittelt werden, wie es bereits in einzelnen dieser Einrichtungen praktiziert wird (z.B. Evangelische Landeskirche in Baden).
- ▷ *Für die Planungsverantwortlichen der Kommunen* ist eingangs eine Gesamtbetrachtung der aktuellen und zukünftigen Problematik wichtig („Kirchenkataster“), um nicht nur jeweils akute Einzelfälle zu bearbeiten, sondern auch eine konzeptionelle Unterstützung anbieten zu können. Hierfür müssen das lokale Ausmaß der Situation der Kirchengebäude und die städtebaulichen, sozialen und baukulturellen Folgen ihrer Schließung für die Stadtentwicklung analysiert werden. Für aufgegebene Kirchenstandorte müssen die Kommunen auch über soziale und räumliche Anpas-

sungsmaßnahmen im Umfeld nachdenken. Aus dieser Analyse sollten auf die jeweilige Situation und die kommunale Gesamtlage angepasste Konzepte entwickelt werden und in den Planungsverwaltungen Ansprechpartner für die Kirchengemeinden installiert werden. Die Initiierung und Beratung von Projektgruppen zur Neuorientierung von Kirchengebäuden durch kommunale Planungsexperten hat im Modellvorhaben häufig zu guten Ergebnissen geführt. Insbesondere auch eine neutrale Unterstützung bei der Investorensuche und Investorenbeurteilung für aufgegebene Kirchengebäude ist für die hierin unerfahrenen Verantwortlichen der Kirchengemeinden oftmals sehr hilfreich.

- ▷ *Im Bereich der Denkmalpflege* ist die Inventarisierung des vorhandenen Bestandes als Grundlage für einen begründeten Gebäudeerhalt in mehrfacher Hinsicht erforderlich. Einmal besteht bei vollzogener Inventarisierung, insbesondere des Nachkriegsbestandes, eine größere Planungssicherheit bei Kirchenumnutzungen in den Kommunen und für die Kirchengemeinden. Die bisweilen zu beobachtende Instrumentalisierung des Denkmalschutzes für den gewünschten Erhalt von Gebäuden aus anderen Interessen wird hierdurch verringert. Für die Beratung von Projektgruppen zu Kirchenumnutzungen sind die Experten der praktischen Denkmalpflege gute und erfahrene Ratgeber – nicht nur für eingetragene Denkmäler sondern auch bei erhaltenswerten Bauten. Allerdings erfordert diese Beratung eine „kreative“ Denkmalpflege, die den Erhalt von Gebäuden ermöglicht und ihn nicht verhindert, indem sie Veränderungen blockiert und dadurch letztlich zum Verlust durch fehlende Nutzung führt.

Nach den im „Modellvorhaben Kirchenumnutzungen“ gemachten Erfahrungen sind ein weiteres Engagement der nordrhein-westfälischen Landesregierung und entsprechende Vorhaben weiterer Bundesländer wünschenswert, um weitere Kompetenz im Umgang mit der empfindlichen Gebäudetypologie aufzubauen und die Qualität von Neuorientierungsprozessen zu unterstützen. Dabei sollte die Unterstützung von ergebnisoffenen Planungen und Machbarkeitsstudien nun um die Begleitung und Evaluation der Umsetzungen ergänzt werden.

Diese Maßnahmen sind an einer Gebäudetypologie orientiert und somit räumlich nicht immer Fördergebieten, integrierten Handlungskonzepten für Stadtteile oder Sozialen Stadt-Projekten zuzuordnen. Eine thematische Einbindung in diese Programme ist allerdings möglich.

Das Ausmaß der kirchlichen Veränderungsprozesse und ihrer Auswirkungen auf die Gemeinden und Kirchengebäude ist im urbanisierten Nordrhein-Westfalen bereits stark spürbar. Diese Entwicklung wird sich hier und sicher auch in anderen Teilen Deutschlands weiter fortsetzen. Bei Kirchengemeinden, Kommunen, Amtskirchen und Landesregierungen ist eine aktive, steuernde Begleitung der Veränderungsprozesse notwendig, um unerwünschte Fehlentwicklungen möglichst zu vermeiden und die ebenso vorhandenen Chancen von Neuorientierungen nutzen zu können.

8. AUSBLICK

In Nordrhein-Westfalen existieren bereits umfangreiche Erfahrungen im Umgang mit einem anderen bedeutenden baukulturellen Erbe: In den vergangenen Jahrzehnten wurde mit enormen Anstrengungen und beeindruckendem Erfolg gezeigt, wie das große Industriebaukultur-Erbe wertgeschätzt, erhalten und umgenutzt werden kann. Mit den Kirchengebäuden bedarf nun aktuell eine andere wertvolle Gebäudetypologie in großer Zahl einer Neuorientierung. Das Land Nordrhein-Westfalen hat sich als bisher einziges Bundesland mit einem eigenen Modellvorhaben der Problemlage angenommen. Ziel der Bemühungen ist es, die Kirchen in ihrem baukulturellen Wert und in ihren städtebaulichen und sozialen Kontexten möglichst weitgehend erhalten zu können.

In einer zweiten, momentan laufenden Stufe des Forschungsvorhabens in Nordrhein-Westfalen werden derzeit die Umsetzung der gefundenen Neuorientierungen und die Auswirkungen auf die soziale Stadtentwicklung in den jeweiligen Quartieren der Modellprojekte untersucht. Hieraus sollen Handlungsempfehlungen für die Beteiligten an den schwierigen Erarbeitungsprozessen entwickelt und vermittelt werden.

BIBERACH AN DER RISS:

GESTALTUNG DER ZUKUNFT DER KIRCHEN IM DIALOG MIT DER STADT

1. VORBEMERKUNGEN

Die beiden großen Volkskirchen stehen vielerorts vor einem Dilemma: Immer weniger Kirchenmitglieder nutzen in den Städten und Dörfern die reichlich vorhandenen Kirchen und Gemeinderäume, wodurch die Finanzierung der Immobilien und das Bereitstellen von Personal immer schwieriger wird. Dabei geht es einerseits um sehr alte und denkmalgeschützte Kirchenbauten, andererseits um Gebäude der 1950er bis 1980er Jahre mit hohem Instandsetzungsaufwand. Was liegt da näher, als nicht mehr notwendige Räume aufzugeben und nach Ersatznutzungen zu suchen? Im Folgenden wird am Beispiel Biberach aus kommunaler Sicht beschrieben, wie sich Kirche in der Stadt historisch entwickelt hat, vor welchen Fragen sie heute steht und wie sie sich zukünftig neu ausrichten wird. Der Fokus liegt bei dieser Betrachtung auf den städtebaulichen und gebäudebezogenen Aspekten.

Die christliche Kirche, unabhängig von der Konfession, spielte in der Entwicklung der historischen europäischen Stadt kulturell, gesellschaftlich, politisch und letztlich auch spirituell eine zentrale Rolle. Dies wird an den Stadtbildern historischer Klein- und Mittelstädte besonders deutlich. In Biberach wird der Marktplatz vom Turm der Stadtpfarrkirche dominiert, eng verzahnt mit bedeutenden Patrizierhäusern. Und gegenüber der Kirche steht das mächtige Rathaus, womit die Kräfteverhältnisse der mittelalterlichen Stadt definiert sind.

Biberach ist ein Mittelzentrum im Raum Donau-Iller in



Abb. 1: Biberach. Marktplatz und Stadtpfarrkirche;
Quelle: Stadt Biberach.

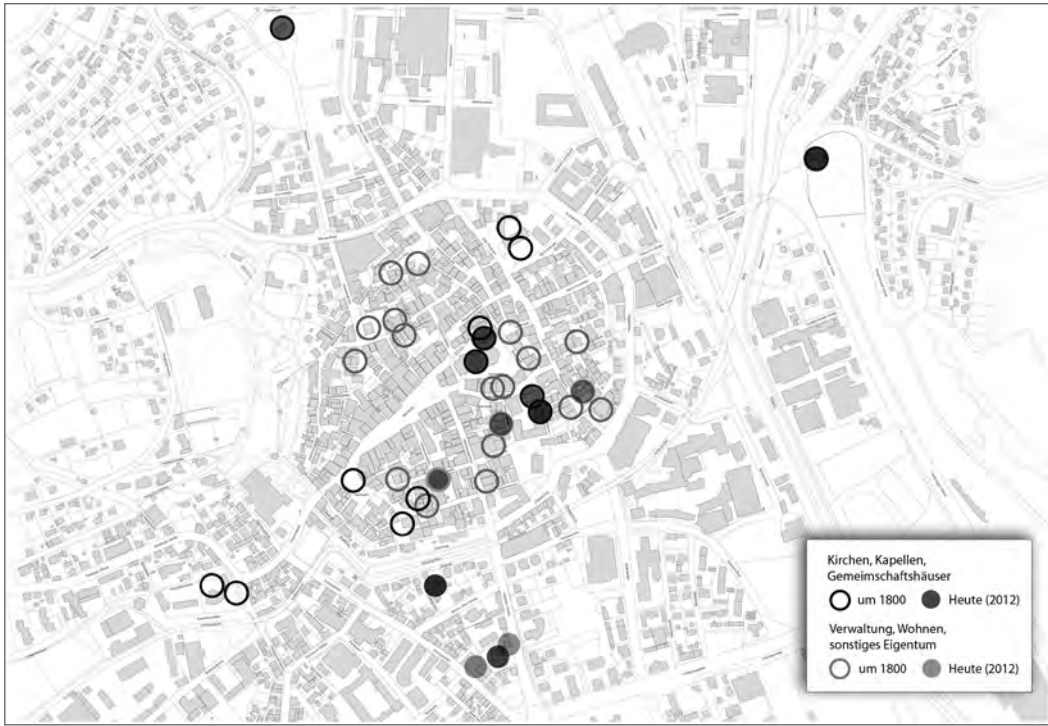


Abb. 2: Kirchliche Nutzungen in Biberach. 1800 und heute; Quelle: Erhebungen Vf.

Oberschwaben und ist geprägt von exportorientierten, mittelständischen Unternehmen und einem großen pharmazeutischen Betrieb mit seinem Forschungsschwerpunkt in Biberach.

Diese Wirtschaftsstruktur bedingt eine hohe Prosperität und einen hohen Einpendlerüberschuss von Arbeitskräften. Die Wirtschaftskraft spiegelt sich auch in der Finanzkraft der Stadt wieder. Biberach ist schuldenfrei, besitzt Rücklagen und kann entsprechend frei agieren. In der Stadt selbst leben 32.000 und im direkten Versorgungsbereich ca. 60.000 Einwohner.

2. KIRCHE IN BIBERACH – EIN RÜCKBLICK

Noch um 1800 war die Stadt Biberach – damals weitgehend identisch mit der heutigen Innenstadt – stark von Kirchen, Kapellen, Klöstern, Kaplaneihäusern und Pfründen geprägt (vgl. Abb. 2). Von kirchlichen Nutzungen war die Stadt seit dem Mittelalter durchdrungen. In nahezu jeder Straße gab es ein Gebäude, das in irgendeinem Bezug zur Kirche stand. Hingegen weisen in der heutigen Innenstadt nur noch wenige Gebäude einen

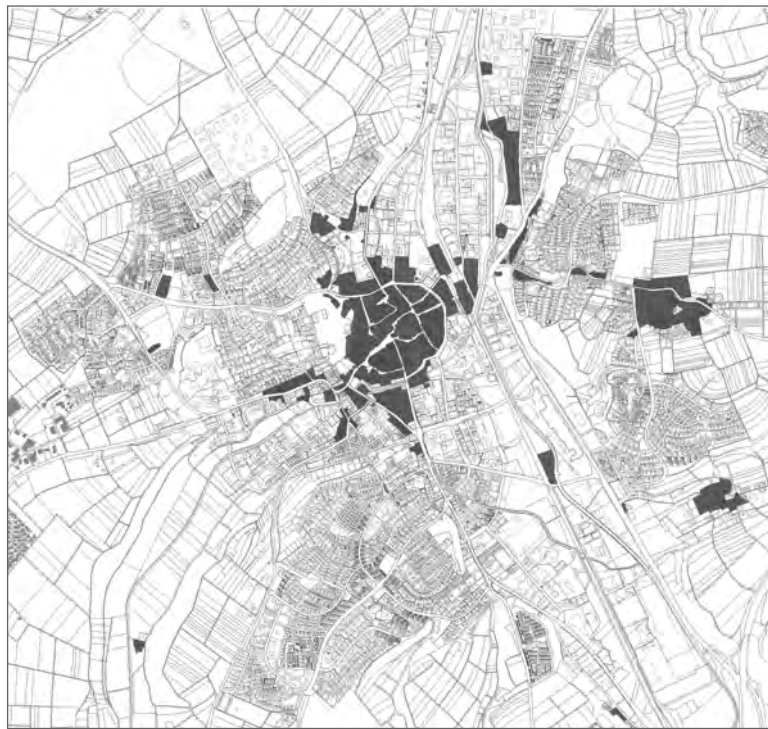


Abb. 3: Siedlungsflächenentwicklung Biberachs bis 1870 auf dem Hintergrund des heutigen Stadtgrundrisses.

Zusammenhang mit kirchlichen Nutzungen auf. Dies sind im Wesentlichen die großen Kirchen, Pfarrämter und Gemeinschaftshäuser. Viele ehemals kirchlich genutzte Gebäude sind anderen Nutzungen zugeführt worden, oder frühere Kapellen und Kirchen wurden abgerissen, so z.B. die Nikolauskapelle in Biberach auf dem heutigen Holzmarkt. Auch Klöster wurden profaniert. Das ehemalige Kapuziner-Kloster, vom Land kürzlich in vorbildlicher Weise saniert, wird als Amtsgericht genutzt. Auch finden sich noch versteckte Kleinodien, so die evangelische oder katholische Spitalkirche im Spitalkomplex, der heute als Museum und als Verwaltungsgebäude genutzt wird. Gegenüber der Situation vor 1800 sind dies jedoch nur noch vereinzelte Hinweise auf die ehemals bedeutende Kraft der Kirchen in der Stadt.

Kirche steht als Institution und mit gebauten Räumen für gelebte Religion. Als Bestandteil der menschlichen Kultur ist sie einem stetigen Wandel unterworfen. Dies gilt auch für ihre institutionellen und baulichen Ausprägungen sowie für ihre Verortungen in der Stadt. Vor diesem Hintergrund sind erhalten gebliebene historische Kirchen und Kirchenräume zumeist Baudenkmäler von besonderem Wert. Sie spiegeln eine bestimmte Religionskultur und bilden für die Bürgerschaft wichtige Identifikationsfaktoren. Ebenso



Abb. 4: Siedlungsflächenentwicklung Biberachs bis 1985 auf dem Hintergrund des heutigen Stadtgrundrisses.

darf die Bedeutung der historischen Kirchenräume als spiritueller Raum nicht unterschätzt werden. Auch wenn die Gottesdienste immer weniger besucht werden, sind diese Räume der Ruhe von besonderer Wichtigkeit.

In der Phase der Industrialisierung ab dem 19. Jahrhundert hat sich Biberach nur wenig entwickelt. Eisenbahnbau und Gewerbeansiedlungen haben nur geringe Entwicklungsimpulse ausgelöst, so dass aus dieser Phase, eher atypisch, keine kirchlichen Gebäude dokumentiert sind (vgl. Abb. 3). Erst nach dem Zweiten Weltkrieg erlebt die Stadt innerhalb von nur 30 Jahren ihren mächtigsten Entwicklungsschub: Mit der Ansiedlung von wichtigen mittelständischen Unternehmen, die zugleich Flüchtlingen Arbeitsplätze bieten, steigert sich die Einwohnerzahl rasch auf das Doppelte: von ca. 12.000 auf 25.000 Einwohner (vgl. Abb. 4). Große neue Stadtteile entstehen und mit ihnen die entsprechende Infrastruktur: Läden, Ärzte, Schulen und Kindergärten. Auch die Kirche findet hier neue Orte in inhaltlich und räumlich neuen Ausprägungen.

Für die neu entstandenen vier Stadtteile bilden sich neben der Innenstadt eigene Pfarrbezirke, die mit Kirchen und Gemeinschaftsräumen ausgestattet werden – zum Teil in hochwertiger Architektur. Die Größe der Kirchen ging dabei von einem weiteren Wachs-

tum der Quartiere und der Kirchengemeinden aus. Diese Euphorie hielt bis in die 1970er-Jahre an. Gleichzeitig aber verlor die Kirche in der Innenstadt an Bedeutung. Eine Planung für eine großzügige Innenstadterweiterung sah ein neues Rathaus, ein Kaufhaus, eine Stadthalle, ein Hotel, einen Bürokomplex und eine bis zu 20-geschossigen Wohnanlage. Kirchliche Angebote waren in diesem innerstädtischen Quartier nicht vorgesehen, ebenso fand sich in dieser Erweiterungsplanung das am Marktplatz noch ablesbare Machtgefüge zwischen Kirche und Stadtgesellschaft nicht mehr wieder. Wäre diese Planung ausgeführt worden, hätte sie das Bild der historischen Stadt zerstört.

3. KIRCHE IN BIBERACH – HEUTE

Markiert man in einem Stadtplan die heutigen kirchlichen Angebote, so zeigt sich eine wohnortnahe, breit gefächerte Versorgung der Wohnbevölkerung mit kirchlichen Angeboten. Hierzu zählen neben den spirituellen Räumen und Gemeinschaftsangeboten auch kirchliche Angebote im Bereich Bildung, Betreuung und Diakonie. So finden sich in allen Stadtteilen Kindergärten der evangelischen oder katholischen Kirche. Die Stadt und die Kirchen sowie einige freie Träger teilen sich die Aufgabe, hochwertige Bildungs- und Betreuungsangebote im Kinderkrippen- und Kindergartenalter anzubieten. Zusätzlich stellen Caritas und Diakonie und viele weitere kirchliche Einrichtungen Angebote für unterschiedliche Lebenslagen sowie Altenpflegedienste zur Verfügung. Diese Angebote sind breit gefächert und lassen sich in diesem Rahmen nicht hinreichend beschreiben (vgl. Abb. 5). Schrumpfende Mitgliederzahlen in den Volkskirchen und die damit zusammenhängenden finanziellen Engpässe fordern jedoch eine Neuausrichtung. Der Angebotsumfang wird weder wirtschaftlich noch personell aufrechterhalten werden können. Reduktion und Konzentration sind notwendig, und das von den beiden großen Kirchen verfolgte Ziel der Konsolidierung wird nun auch stadträumlich spürbar.

4. KIRCHE IN BIBERACH – IN ZUKUNFT?

Wie schon in den vergangenen Jahrzehnten in der Innenstadt werden jetzt auch im übrigen Stadtgebiet kirchliche Räume frei. Neue Nutzungen müssen gesucht und kirchliche Angebote neu gedacht werden. Im Folgenden wird die Standortdiskussion der katholischen Kirche sowie der evangelischen Kirche dargestellt.

Die katholische Kirche verfügte in der Kernstadt im Jahr 2000 über zehn Immobilien, die in wesentlichen Teilen von kirchlichen Nutzungen belegt waren. Im Rahmen der Konsolidierung wurde ein Standortentwicklungskonzept erarbeitet, das durch eine Rochade der Nutzungen und eine Konzentration von Angeboten, Neubau oder Umbau zu einer effizienteren Struktur führen sollte. Sowohl für die Sanierung als auch für die Neubauten wurden überwiegend Architektenwettbewerbe durchgeführt. Die Zusammenarbeit mit der Stadt war hervorragend, und die Qualität der entstandenen Bauten ist

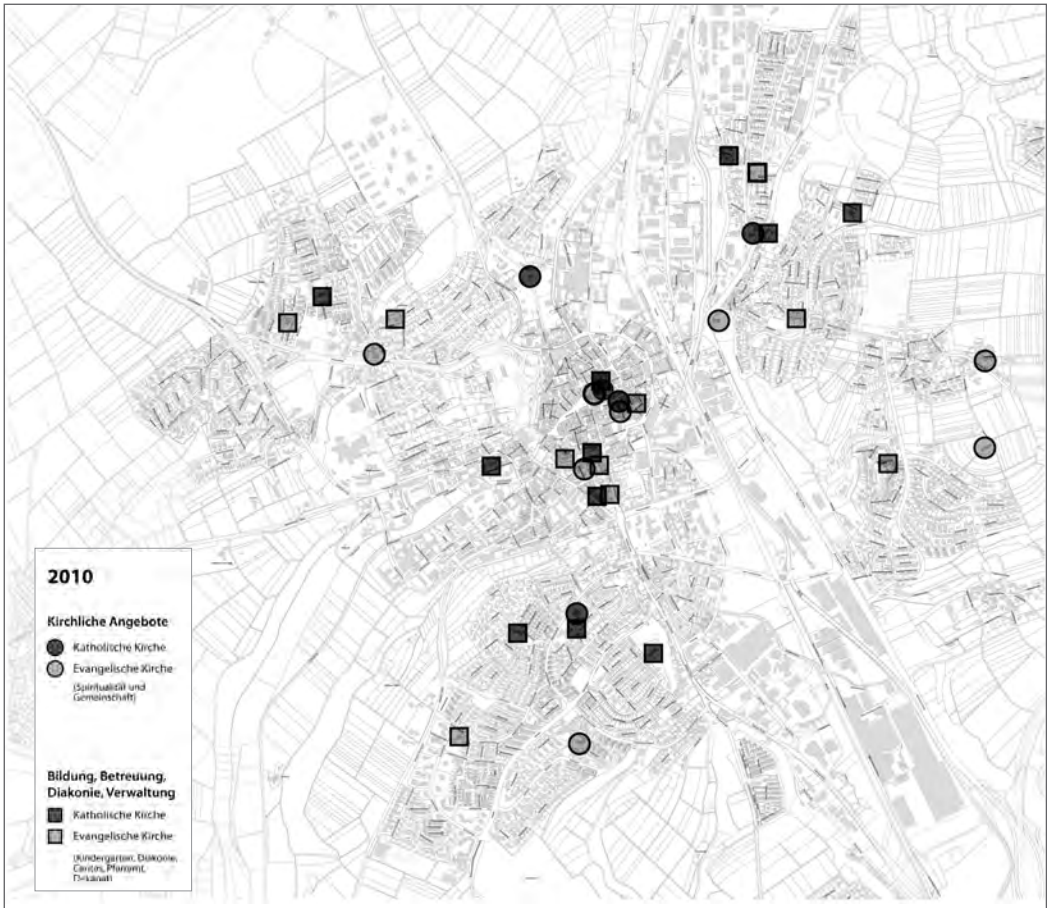


Abb. 5: Räume der beiden großen Kirchen für spirituelle und gemeinschaftliche Nutzungen sowie für Bildung, Betreuung, Diakonie und Verwaltung in Biberach im Jahr 2010; Quelle: Erhebungen Vf.

überdurchschnittlich. Bedingt durch die Konzentration von Angeboten konnten Liegenschaften bzw. Immobilien an den Markt gebracht werden, die vorher von der Kirche genutzt wurden. Diese stehen heute für neue, zum Teil auch kirchennahe Nutzungen und Aufgaben zur Verfügung. Dazu entstand ein neues Haus der kirchlichen Dienste, in dem verschiedene Verwaltungsgeschäftsstellen der katholischen Kirche sowie die Caritas untergebracht sind. Für die Stadt war dieser Neubau eine städtebauliche Bereicherung und gab einen wichtigen Impuls für die Entwicklung des Quartiers.

An anderer Stelle in der Innenstadt wurde ein sanierungsbedürftiges Gebäude von der Diözese erworben und nach umfassender denkmalgerechter Sanierung als Pfarrbüro

eingerrichtet. Zusätzlich sind Wohnungen für Pfarrer und Vikar entstanden. Das frühere Gemeindehaus St. Martin in zentraler Lage wurde an die St.-Elisabeth-Stiftung zum Betrieb eines Hospizes verkauft. Landkreis, Stadt, Kirchen und Stiftung betreiben es gemeinschaftlich.

Das frühere Pfarr- und Mesmerhaus neben der Stadtpfarrkirche wurde mit hoher denkmalpflegerischer Sensibilität saniert und steht heute als zentrales Gemeindehaus zur Verfügung. Den beauftragten Architekten gelang es, attraktive, zeitgenössisch gestaltete Räume in das Ensemble einzufügen und zugleich die wertvollen historischen Bauteile und Dokumente herauszuschälen und sichtbar zu machen.



Abb. 6: Stadtpfarrkirche St. Martin; Quelle: Stadt Biberach.

Die Stadtpfarrkirche, eine barock ausgeschmückte gotische Kirche, markiert nicht nur städtebaulich die Mitte der Stadt (vgl. Abb. 6 u. 7). Ein besonderes Merkmal der Biberacher Stadtpfarrkirche ist das Simultaneum. Nach der Reformation gewann die evangelische Kirche an Bedeutung, große Teile der Patrizier blieben aber der katholischen Kirche treu. Unter erheblichen Konflikten verständigten sich beide Konfessionen 1548 auf eine gemeinsame Nutzung der Kirche. Das galt vor allem für das Kirchenschiff; der Chor blieb der katholischen Kirche vorbehalten. Dieser Zustand wurde durch den Westfälischen Frieden festgeschrieben und besteht noch heute. So finden die Gottesdienste der evangelischen und katholischen Kirche der Stadtgemeinde nach wie vor in der Stadtpfarrkirche statt. Mit der Stadt wurde sehr früh eine Stiftung gegründet, die sich auf den Unterhalt und den Betrieb der gemeinsamen Kirche verständigt und die noch heute Bestand hat. Aktuell sind die beiden Kirchen durch anstehende Außenrenovierungsmaßnahmen und technische Erneuerungen im Innenbereich gefordert. Ca. 2,5 Mio. Euro müssten investiert werden, und es ist noch unklar, wie diese Herausforderung bewältigt werden kann.

Im Spitalkomplex spielen die beiden Kleinodien der Kirchenbaukunst aus dem 16. Jahrhundert im Zuge der aktuellen Konsolidierungsüberlegungen eine besondere Rolle. Insbesondere der intime Raumcharakter beider Kirchen prädestiniert sie für atmosphärisch dichte, spirituelle Angebote. Dabei bietet sich die gotische Hallenarchitektur der evangelischen Spitalkirche darüber hinaus noch für weitere neue Nutzungsmöglichkeiten an wie wie z.B. gemeinsames Singen oder Essen.

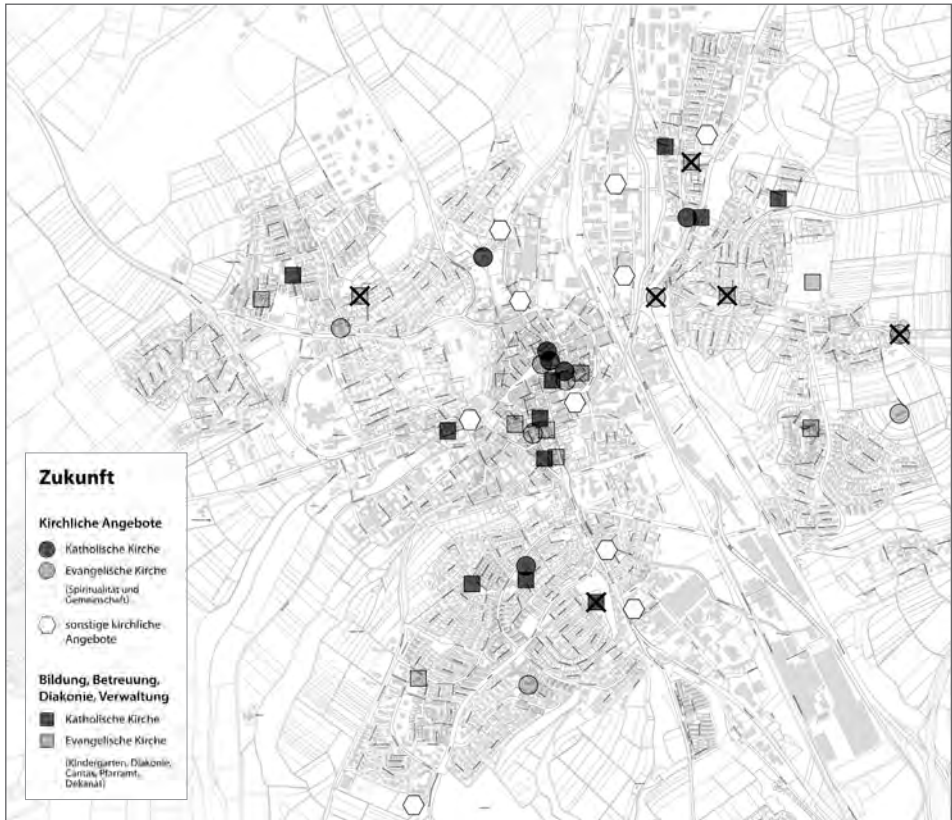
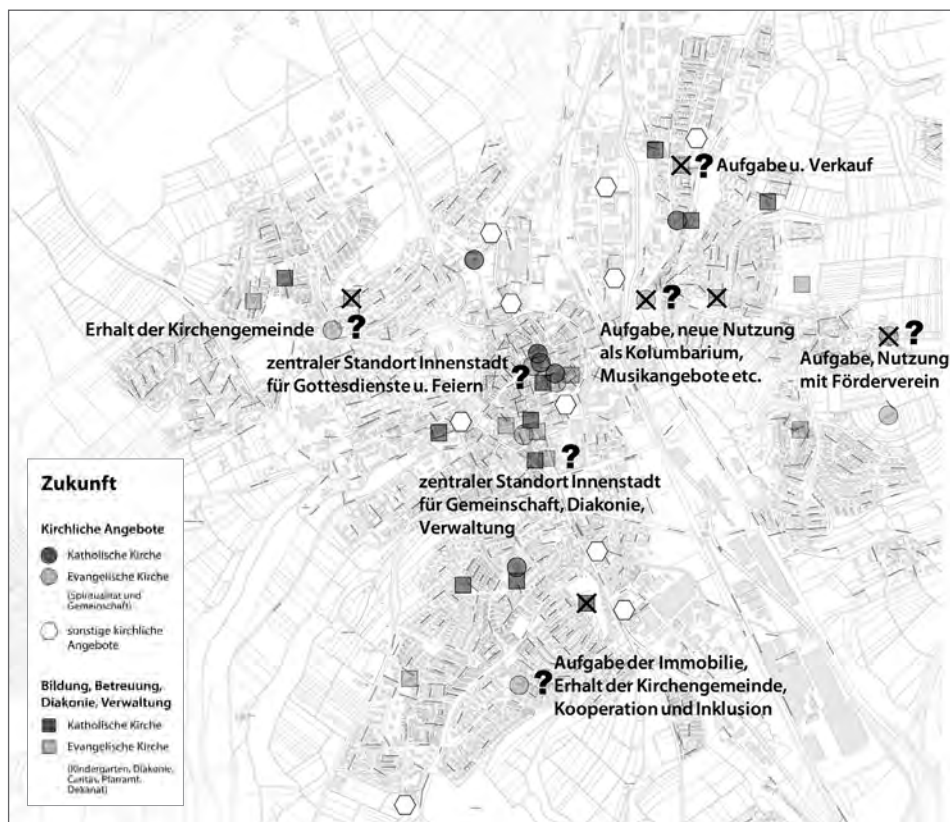


Abb. 7a u. 7b: Zukünftige Räume der beiden großen Kirchen für spirituelle und gemeinschaftliche Nutzungen sowie für Bildung, Betreuung, Diakonie und Verwaltung in Biberach; Quelle: Erhebung Vf.

Mit dem Wiederaufbau des bei einem Brand zerstörten katholischen Kindergartens am Altstadttrand fand eine räumliche und inhaltliche Erweiterung statt: Drei Gruppen mit Ganztagesangeboten wurden untergebracht, ergänzt mit Räumen für die Inklusion von Kindern mit Behinderungen.

Diese Beispiele, die sich nur auf die Kernstadt Biberachs beziehen, zeigen, wie trotz einer Konzentration der Raumangebote inhaltlich ein breites Angebot aufrecht erhalten und zum Teil sogar neu qualifiziert werden kann. Zugleich wurden historische Gebäude denkmalgerecht saniert und einer sinnvollen Nutzung zugeführt. Andere Immobilien hingegen werden für nicht-kirchliche Nutzungen abgegeben. Für die Stadt bedeutet dies eine hochwillkommene bauliche Erneuerung der Gebäudesubstanz und eine sinnvolle Ergänzung der Gebäudenutzungen. Gesamtstädtisch und bezogen auf den Landkreis werden ähnliche Überlegungen angestellt. Insbesondere der Personalmangel in der ka-



tholischen Kirche erfordert ganz neue Denkansätze. Die katholische Kirche hat sich sehr früh konzeptionell mit den notwendigen Veränderungen auseinandergesetzt und dabei neue Qualitäten erreicht: Schrumpfung ist nicht unbedingt mit Qualitätsverlust gleichzusetzen (vgl. Abb. 7a u. 7b).

Die evangelische Kirche stellt in ihren Standortdiskussionen vergleichbare Überlegungen an; auch sie steht finanziell vor großen Herausforderungen. Die evangelische Gesamtkirchengemeinde Biberachs erarbeitet derzeit Konzepte für eine mittel- bis langfristige Entwicklung, die sie auch in Zukunft noch finanzieren kann. Das Stadtgebiet ist in vier Pfarrbezirke aufgeteilt, die jeweils über eigene Kirchen und Gemeinschaftsräume verfügen. Es gibt zudem zentrale Angebote der Gesamtkirchengemeinde, wie zum Beispiel das evangelische Jugendwerk, die Familienbildungsstätte oder das Dekanat. In Kooperation mit der Stadt werden verschiedene Kindergärten betrieben und diakonische

Angebote gemacht. Für diese Nutzungen stehen jeweils eigene Immobilien dezentral im Stadtgebiet zur Verfügung. Im Rahmen der konzeptionellen Überlegung wurde geprüft, inwieweit durch Zusammenführung von Nutzungen Gebäude aufgegeben oder durch Kooperationen finanzielle Belastungen reduziert werden können. Ein Thema war auch, ob bei den drei stadtteilbezogenen Kirchengemeinden durch Kooperationen und gemeinsame Raumnutzungen Personal und Gebäudekosten eingespart werden können. Die Diskussion zu diesen Überlegungen ist noch nicht abgeschlossen.

Aktuell hat der Gesamtkirchengemeinderat den Beschluss gefasst, die historische und geographische Mitte der Biberacher Gesamtkirchengemeinde zu stärken. Die zentralen Angebote mit Blick auf Gemeinschaft, Diakonie und Verwaltung sollen in der Innenstadt konzentriert werden. Voraussichtlich werden sie am heutigen Standort des Martin-Luther-Gemeindehauses zusammengefasst. Möglich ist hier ein Um- und Neubau in enger Kooperation mit der katholischen Gesamtkirchengemeinde, die direkt angrenzend das Haus der kirchlichen Dienste betreibt. Die Denkmaleigenschaft des Hauptgebäudes verhindert einen Abriss und Neubau und schränkt Veränderungsmöglichkeiten ein. Dies sieht die Kirche als Problem. Die Stadtpfarrkirche als Simultaneum und die evangelische Spitalkirche sind die zentralen Gottesdienstraumangebote.

Im Stadtteil Weißes Bild soll angesichts des großen Pfarrbezirks das Angebot der Friedenskirche Bestand haben.

Im östlichen Stadtgebiet soll der Standort der Heilig-Geist-Gemeinde als Gemeinde-schwerpunkt langfristig aufgegeben werden. Die Gottesdienste sollen in Zukunft in der Stadtpfarrkirche oder in der evangelischen Spitalkirche stattfinden. Die Gemeinschaftsräume sollen andere Nutzungen erhalten. In einem Fall wird über einen Förderverein nachgedacht, der die Nutzung aufrecht erhält und die Finanzierung sichert. Die barocke Heilig-Geist-Kirche soll nur noch für besondere Veranstaltungen wie Musikgottesdienste zur Verfügung stehen. Alternativ wird über die Nutzung als Kolumbarium nachgedacht, als eine Ergänzung zum angrenzenden evangelischen Friedhof.

Das Kindergartenangebot soll in Zukunft stärker konzentriert werden. Ein- und zweigruppige Kindergärten sollen mittel- bis langfristig an neuen Standorten mit mindestens drei Gruppen ersetzt werden.

Im Stadtteil Mittelberg sollte die Bonhoeffer-Kirche an den diakonischen Träger sozialer Dienstleistungen „Die Zieglerschen“ verkauft werden. Ziel war es, das Kirchengebäude zum Teil abzureißen und durch einen Neubau zu ergänzen. Gottesdienst- und Gemeinschaftsraum blieben erhalten und wären in das neue Gebäude- und Nutzungskonzept integriert. In engem Dialog mit der Bonhoeffer-Kirche und der Gesamtkirchengemeinde wurde ein innovatives Kooperationsmodell entwickelt: Die Kirchengemeinde und Die Zieglerschen wollten Hand in Hand in einem Gebäudekomplex arbeiten und das Gemeindeleben gestalten. Die Kirchengemeinde sollte im Gebäude dauerhaft ein Nutzungsrecht für den Gottesdienst erhalten sowie einige Gemeinschaftsräume, die auch von den Zieglerschen mit genutzt werden könnten. Die Zieglerschen realisieren im Neubau Be-



Abb. 8:
Bonhoeffer Kirche;
Quelle: Stadt Biberach.

treuungs- und Wohnangebote für behinderte Menschen, ergänzt um einen ambulanten Pflegedienst. Grundüberlegung beider Partner war die Inklusion: Menschen mit Behinderung sollten integraler Bestandteil einer Kirchengemeinde in einem lebendigen Stadtteil werden. Das Gemeindeleben könnte vor Ort bleiben, die finanzielle Belastung durch die Immobilie entfiel. Aus Kostengründen wurde das Projekt von den Zieglerischen jedoch im Oktober 2012 aufgegeben (vgl. Abb. 8).

5. SONSTIGE KIRCHEN UND SAKRALRÄUME

Die bisher beschriebenen Beispiele bezogen sich auf die evangelische und katholische Kirche. Kartiert in einem weiteren Plan wurde auch das sonstige kirchliche und sakrale Angebot in Biberach: Kirchen und Gemeinschaftseinrichtungen unterschiedlicher Konfessionen und Religionen wie die Gemeinderäume von Freikirchen, muslimischen Gemeinden und Sekten.

Trotz des Rückbaus von kirchlichen Angeboten der Volkskirchen ist unter Einbeziehung der sonstigen Kirchen und Sakralbauten das religiöse Angebot nicht weniger, sondern eher mehr geworden. Die Suche nach religiösen Angeboten ist nach wie vor groß und in ihren inhaltlichen Ansprüchen differenziert. Entsprechend vielfältig wachsen auch die neuen religiösen Angebote. Globalisierung und Migration führen zu einer Diversifizierung der religiösen Angebote. Moscheen mit Minaretten gibt es in Biberach noch nicht, Moscheen ohne Minarette finden Raum in Gewerbebrachen und Randlagen. Es ist eine Frage der Zeit bis diese Sakralräume auch in Biberach selbstbewusster und prominenter in Erscheinung treten.

Ein Beispiel ist die evangelisch freikirchliche Gemeinde in Biberach, die seit 60 Jahren als Kirchengemeinde existiert. Trotz des allgemeinen Trends bleibt die Mitgliederzahl stabil. Diese Kirchengemeinde, die sich allein aus eigenen Spenden finanziert, ist

in der Lage, ihr bestehendes Kirchengebäude aus den 1950er-Jahren umzubauen und zu erweitern.

Zukünftig ist davon auszugehen, dass die konfessionellen Grenzen für die Kirchenbesucher eine immer geringere Rolle spielen. Die Attraktivität der kirchlichen Angebote wird darüber entscheiden, wie sich die jeweiligen Gemeinden weiterentwickeln. Lebendige Kirche lebt durch stetigen Wandel und Erneuerung.

6. ZUSAMMENFASSUNG

„Kirchenräume neu denken“ – das ist Chance und Risiko zugleich. Die Biberacher Beispiele zeigen, dass es sich lohnt, frühzeitig über Lösungen nachzudenken, damit Kirchenräume neue Inhalte finden können und neue Nutzungen möglich werden. Sie zeigen auch, dass in vielen Fällen sich durch Kooperationen neue Perspektiven ergeben. Die Aufgabe kirchlicher Nutzungen in Baudenkmälern muss kein Nachteil sein. Mit Blick auf die Entwicklung der mittelalterlichen Stadt wiederholt sich die Geschichte: Historische Gebäude finden im lebendigen Organismus Stadt neue Nutzungen und verändern ihr Erscheinungsbild. Der Rückzug der Kirche bedeutet nicht weniger Nachfrage nach Spiritualität, Gemeinschaft und Diakonie. Die Nachfrage dürfte sogar stärker geworden sein, nur lösen sich die Angebote von den etablierten Institutionen. Inhaltlich und räumlich bildet sich diese Diversifizierung auch im Stadtbild ab. Auch dies ist ein Qualitätsmerkmal von Stadtentwicklung.

WEM GEHÖRT DIE KIRCHE?

MÖGLICHKEITEN EINES PARTIZIPATIVEN UMBAUPROZESSES

1. ORTE DER BESTÄNDIGKEIT – ORTE DER VERÄNDERUNG

Sind Kirchen Stätten gebauter Erinnerung oder Orte zeitgenössischer Spiritualität? Im Folgenden wird beschrieben, warum sie aus Erhaltungsgründen zukünftig beides gleichzeitig sein müssen, welche räumlichen Bedingungen sich daraus für den Kirchenraum ableiten lassen und welche Konsequenzen sich für die Disziplin der Architektur ergeben könnten.

Auch heute noch – wenngleich unter ganz anderen Rahmenbedingungen – haben Kirchengebäude etwas von einem Zufluchtsort. Sie sind Orte der Identität und Beständigkeit, kulturell wie religiös. Dies zeigt sich beispielsweise in den vielen Kirchbauvereinen vor allem im Osten Deutschlands. Die dort organisierten Menschen setzen sich vielerorts für den Erhalt ihrer Dorfkirchen ein, obwohl sie mitunter längst keine religiösen Bindungen mehr haben. Die Kirchengebäude aber empfinden sie als kulturellen Grundbestand des öffentlichen Raumes,¹ und vielfach sind diese sogar die letzten öffentlichen Orte, wenn mancherorts Schulen, Gastwirtschaften, Einkaufsläden, Briefkästen oder die Bushaltestelle verschwunden sind.

Während sich die Raum- und Sozialstrukturen in den Städten und Dörfern in den letzten Jahrzehnten massiv verändert haben, ist demgegenüber der Kirchenraum in seiner Raumprogrammierung seit den vorreformatorischen Zeiten nahezu unverändert geblieben und hat seine klare Funktionstrennung beibehalten: Der Gottesdienst als traditionelles Ereignis ist im Kirchenraum verortet, und spielerische, experimentelle Erfahrungen sind in den Gemeindehäusern angesiedelt. An dieser räumlichen Trennung zeigt sich die tiefe Ambivalenz kirchlicher Räume: Einerseits gibt es eine Sehnsucht nach Kirchen als kulturhistorische Orte, die gleichzeitig das kulturelle Gedächtnis eines Ortes verkörpern, und andererseits hat sich das städtebauliche Umfeld massiv verändert – ebenso wie die Fragen an die Religion selbst (vgl. Abb. 1).

1 Vgl. S. Scheps, Moralische Pflicht als Lebenseinstellung – Bürgerschaftliches Engagement in Kloster- und Kirchbauvereinen Mecklenburg-Vorpommerns, Diss. Univ. Augsburg (Wirtschafts- u. Sozialwissenschaftliche Fakultät) 2011; vgl. auch den Beitrag von Thomas Klie und Simone Scheps über den Umgang mit Kirchen in Mecklenburg-Vorpommern und die Kirchbauvereine, die sich Fragen der Erhaltung und Nutzung verwahrloster Kirchen annehmen, in: *Th. Erne/P. Schüz* (Hrsg.), Religion und Raum. Die Religion des Raumes und die Räumlichkeit der Religion, Göttingen 2010.

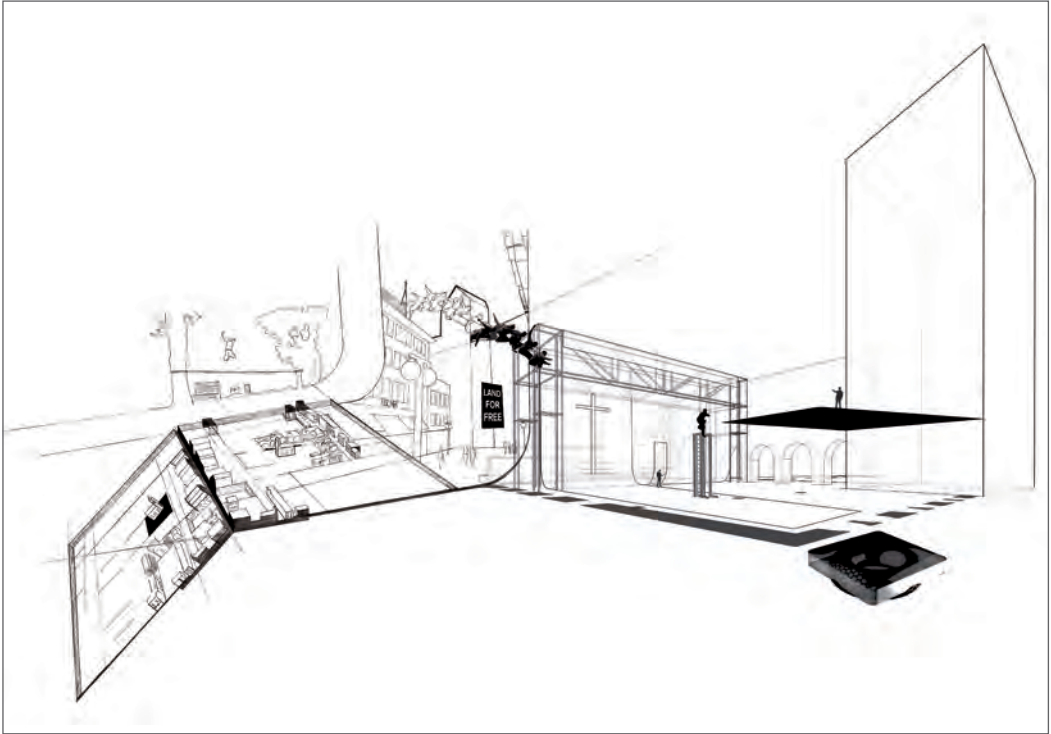


Abb. 1: Kirche in der Schiefelage, Foto: *Kirchentrotzjaner* – Martin Blumenroth und Aaron Werbeck, 2010.

Es stellt sich somit die Frage, wie Kirchenräume beschaffen sein müssen, die einerseits dem Bedürfnis nach Identität und Beständigkeit nachkommen können, andererseits aber auch die gesellschaftlichen und religiösen Veränderungen räumlich abbilden und integrieren können: Spontangemeinschaften, experimentelle Performer oder Menschen, die neue Formen des Engagements praktizieren, sollen sich in ihnen ebenso zu Hause fühlen können wie Menschen mit traditionellen Idealen und Lebensentwürfen. Die Herausforderung dieses Spagats liegt vor allem in der völlig neuartigen Gruppe der „Prosumer“: Menschen, die Produzenten und Konsumenten gleichzeitig sind. Ihre Bedürfnisse wechseln häufig und spontan und sind nicht vorhersehbar. Sie haben die Lust und den Anspruch, selbst Akteur zu sein, Dinge selbst in die Hand zu nehmen, und sie wollen das Ergebnis ihres Engagements und die Art und Weise der Umsetzung experimentell bestimmen können.

Um Kirchen aber gleichsam zu Orten der Identität und des Experiments werden zu lassen, muss sich die Betrachtungsweise auf den Kirchenraum ändern. Inspiriert von Michel Foucault könnte die Kirche hierfür als „Widerlager“ in der Stadt angesehen werden, als



Abb. 2:
Karte Roms als Schwarzplan.
Zeichnung von Giovanni Battista Nolli
aus dem Jahr 1748; aus: <http://nolli.uoregon.edu/map/index> [01.11.2012].

ein Ort abweichender Wahrnehmung, der mit seiner Zeit bricht. Präziser formuliert handelt es sich bei diesem Gedanken aber nicht um eine neue Lesart des Kirchenraums. Vielmehr greift er zurück auf die von Giovanni Battista Nolli 1748 gezeichnete Karte Roms (vgl. Abb. 2). Der italienische Architekt hat in dem nach ihm benannten Schwarzplan öffentliche von privaten Flächen unterschieden und damit unter anderem das Verhältnis der Kirche zur Stadt beschrieben. Weiß zeichnet er Flächen, die öffentlich sind, schwarz private. Dabei zählt Nolli neben Theatern oder Gerichtsgebäuden insbesondere auch die Kirchenräume zum öffentlichen Raum. Es ist kein Widerspruch, dass Nollis öffentlicher Kirchenraum aber auch gleichsam privater Raum ist und sich bewusst der Kontrolle der öffentlichen Hand entzieht, wie z.B. als Ort des Kirchenasyls oder des sich formierenden Widerstands der Bürgerrechtler in der DDR. Vielmehr stärkt die Uneindeutigkeit die im Nolli-Plan implizierte Vorstellung der „porösen“ Stadt. Die Grenzen zwischen Innen und Außen, zwischen privat und öffentlich verschwimmen. Kirchen sind Räume, „die mit allen anderen in Verbindung stehen und dennoch allen anderen [...] widersprechen“.²

2 Vgl. M. Foucault, Andere Räume, in: K. Barck u.a. (Hrsg.), *Aisthesis. Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik*, Leipzig 1992, S. 38.

2. AUSWIRKUNGEN AUF DAS KLASSISCHE ARCHITEKTEN-VERSTÄNDNIS

Aus diesem Verständnis der Kirche als „Widerlager“ ergeben sich Anforderungen an den Raum und seine Entstehung, die das klassische Verständnis des Architektenberufes hinterfragen. Der Architekt ist nicht mehr alleiniger Schöpfer des Raumes, sondern er teilt sich diese Aufgabe mit dessen Nutzern. Planen, Bauen und Ingebrauchnahme verwachsen zu einem zusammengehörenden Prozess. Der Nutzer wird zum Raumakteur. Durch die spontanen, nicht vorhersehbaren Bedürfnisse der Raumakteure kann man zudem nicht mehr von einem fixen Raumprogramm sprechen, sondern von einem, das sich fortlaufend verändert. Diese permanente Transformation, die Überlagerung sich widersprechender Anforderungen an den Raum durch verschiedene Raumakteure und das Nichterreichen des fertigen Endzustandes lassen einen Raum entstehen, der auf Spontangemeinschaften und ihre Raumideen aus der Situation heraus reagiert. Die Beteiligung der Raumakteure und das situative Raumprogramm erfordern einen radikal offenen Planungs- und Beteiligungsprozess, in den der Architektur-Laie integriert werden muss. Der Laie verfügt über ein wertvolles spezifisches Gebrauchswissen, aber es fehlen ihm in der Regel die Fähigkeiten, dem aus der Situation gedachten Gebrauch einen entsprechend atmosphärischen Raum zu geben. Der bauliche Veränderungswunsch wird oftmals kurzschlussartig mit einem räumlichen und gestalterischen Pragmatismus beantwortet, der weit hinter den Möglichkeiten des Raumes zurückbleibt. Dem Architekten hingegen fehlt das spezifische Wissen zur konkreten Ingebrauchnahme der Räume, stattdessen sucht er nach einer Gestaltung, die aus seinem persönlichen Empfinden resultiert. So baut er beinahe zwangsläufig am tatsächlichen Gebrauch der Räume vorbei. Die Zusammenarbeit beider – auf ihren jeweiligen Gebieten kundigen Experten – kann aber eine Synergie erzeugen, die dem Raum einen atmosphärischen und funktionalen Mehrwert gibt, der auf die spezifischen Bedürfnisse von Prosumern abgestimmt ist (vgl. Abb. 3).

3. „RÜCKWÄRTS BAUEN“ UND „MINIMALINVASIVE ARCHITEKTUR“

Um den in räumlicher Hinsicht beschriebenen Mehrwert zu erreichen, ist es notwendig, ein Modell der Partizipation in Raumfragen zu entwickeln, das die Fähigkeiten beider Akteure – der Nutzer und der Architekten – zusammenbringt. Die Partizipationspraxis unterscheidet in dieser Hinsicht drei unterschiedliche Formen der Beteiligung: Zum einen das „soziale Engagement“, das zum Beispiel die Ausgestaltung eines Festes meint, bei dem sich Menschen mit bestimmten Fähigkeiten und in festen Ritualen für die Gestaltung des Ereignisses einbringen. Zum anderen die „partizipatorische soziale Praxis“, unter die zum Beispiel die Mitarbeit bei der Gestaltung eines Gottesdienstes fällt: Der Initiator kontrolliert das Geschehen und hat einen Bildungsauftrag gegenüber seinen Mitwirkenden, wird aber in der Durchführung und durch inhaltliche und gestalterische Ideen unterstützt. Schließlich die „relationale Kunst“, die hinsichtlich des Beteiligungs-



Abb. 3: Martinskirche Stuttgart. Installation *Running Rooms*: Kirchentrotzjaner 2010;
Foto: H. Buchwald.

grades die höchste Form der Verselbständigung hat: Ein Initiator gibt einen Impuls, der von anderen Beteiligten aufgegriffen wird. Sie entwickeln ihn nach ihren Interpretationen und gemäß ihrer jeweiligen Profession weiter, so dass der Initiator am Schluss nicht mehr erkennbar ist und aus den Beziehungen der Beteiligten ein vorher so nicht absehbares Werk entsteht.

Aus diesen Ansätzen lässt sich die Strategie einer „erlebnisbasierten Partizipation“ entwickeln, bei der sich Planen und Bauen in der Abfolge vertauschen. Man baut gewissermaßen rückwärts. Dieser vorweggenommene Bau- und Entstehungsprozess des Raumes entfaltet einen Aufforderungscharakter, am Prozess des Bauens mitwirken zu wollen. Die so genannte „Erotik des Bauens“ wird geteilt. Dabei hat die Architektur immer den Anschein des Improvisierten, um der Aufforderung zur Beteiligung nicht im Wege zu stehen. Wer sich beteiligt, bekommt das Gefühl: „Das kann ich auch!“ Gleichwohl sind die Eingriffe präzise entworfen, damit das Ergebnis des Schaffens auch einem höheren ästhetischen Anspruch genügt.

Der kreative Umgang mit dem situativen Raumprogramm und der Beteiligung entscheidet darüber, wie sich die experimentelle Spontaneität zu dem in den Raum geschriebenen, kollektiven Gedächtnis verhält. Wenn punktuell in den Raum eingegriffen wird, kann eine Überlagerung von Erinnerung und ihrer Neuinterpretation gelingen. Der Macht der Gewohnheit wird ein kreativer Widerstand entgegengestellt. Diese sensible und zugleich radikale Arbeitsweise ist ein fortwährendes Spiel aus Neu und Alt und arbeitet mit minimalinvasiven Eingriffen.



Abb. 4:
Dorfkirche in Zell unter Aichelberg;
Foto: G. Klahr.

Durch diese völlig anderen Rahmenbedingungen im Entstehungsprozess eines Raumes ändert sich das Arbeitsfeld des Architekten sowie seine Rolle wesentlich. Das architektonische Konzept muss die Beteiligung am Entwurfsprozess ermöglichen und gestalten. Das Raumprogramm muss immer wieder aufs Neue erarbeitet werden, und es müssen Gestaltungsinstrumente und ästhetische Aktionsrahmen definiert werden, in denen die Raumakteure agieren können. Minimalinvasive Eingriffe setzen voraus, dass der Architekt interdisziplinär mit Theologen, Künstlern, Pädagogen und Laien arbeitet.

Umgekehrt gilt das auch für die Kirche als Institution: Wenn die Kirchengemeinde sich auf diese Prozesse einlässt, das Risiko der Begegnung eingeht und ihr Kirchengebäude so als öffentlichen Raum wahrnehmen will, dann muss sie ihre Arbeit ebenso interdisziplinär und transformativ begreifen. Die Dorfkirche in Zell unter Aichelberg auf der Schwäbischen Alb (vgl. Abb. 4) ist ein prototypischer Ansatz für eine solche Transformation, bei der in einem langwierigen Prozess mit unterschiedlichen, kirchennahen und kirchenfernen Milieus immer wieder die Bedürfnisse, Kritiken und Empfindungen an den Raum herausgearbeitet wurden, um diese sukzessive zu einem neuen Raumbild zusammenwachsen zu lassen. Nach einem Jahr ist so ein Entwurf des Kirchenraumes und seiner Nutzung entstanden, der unterschiedliche Raumprogramme und spontane Ingebrauchnahmen möglich macht. In dem Konzept „längs gemacht – quer gedacht“ ist der klassische Raumeindruck weiterhin gegeben und die althergebrachte Nutzung möglich. Ziel des Konzeptes war es, dem Raum durch eine ausdifferenzierte Überlagerung der unterschiedlichen Bedürfnisse verschiedener Nutzer-Milieus eine Mehrfachcodierung zu geben, die ein neues sinnlicheres Bild vom Kirchenraum und damit auch von der Institution als Ganzer entstehen lässt.

KIRCHENRÄUME NEU NUTZEN:

KIRCHE UND WELT UNTER EINEM DACH

Riesenrad, Geisterbahn und Zuckerwatte – in Hamburg bietet der „Dom“¹ dreimal jährlich einen Rummel der besonderen Art. Das beliebte Volksfest erhielt seinen Namen von der Kirche St. Marien, in der Händler, Handwerker und Gaukler bereits seit dem 14. Jahrhundert regelmäßig ihre Stände aufschlugen. Nachdem der Dom 1807 abgerissen worden war, zog der Jahrmarkt schließlich auf das Heiliggeistfeld. Und in Erinnerung an den mittelalterlichen Dom entstand 1893 im Stadtteil St. Georg die katholische St. Marien-Kirche. Trafen sich im Mittelalter noch Jahrmarkt



Abb. 1: Hamburg: Das Volksfest »DOM« bei Nacht; Quelle: www.mediaserver.hamburg.de/F_Scymanska.

Dach, wurden Kirche und Welt im 19. Jahrhundert fein säuberlich voneinander getrennt. Kaum ein Künstler fasste diese Entwicklung so treffend in Bilder wie der Maler und Grafiker Julius Schnorr von Carolsfeld (1794-1872). Sein populäres Sammelwerk „Die Bibel in Bildern“² stellt 240 großformatige Holzschnitte neben zentrale biblische Geschichten.

Die strikte Unterscheidung von „sakral“ und „profan“ im 19. Jahrhundert prägt bis heute die Diskussion, was in einem Kirchenraum stattfinden darf und was nicht. Können ein Geschäft, ein Restaurant oder ein Museum in eine Kirche einziehen? Und können solche Funktionen gar neben dem Gottesdienst bestehen? Im Folgenden fragt dieser Beitrag nach aktuellen Modellen, weltliche und kirchliche Belange unter einem Dach zusammenzuführen. Die Chancen und Grenzen einer solchen Partnerschaft werden anhand von drei grundlegenden Nutzungsformen ausgelotet: Texte deuten, Essen und Trinken sowie Handel treiben. Hierfür wird jeweils eine Grafik von Schnorr von Carolsfeld mit ihrem biblischen Text beschrieben und aktuellen Nutzungsbeispielen gegenübergestellt.

1 Vgl. F. Grundmann/T. Helms, Wenn Steine predigen. Hamburgs Kirchen vom Mittelalter bis zur Gegenwart, Hamburg 1993; www.mariendomhamburg.de und www.hamburg.de/dom [01.10.2012].

2 Vgl. J. Schnorr von Carolsfeld, Die Bibel in Bildern, Leipzig 1860. In der Publikation finden sich jeweils unter einer Grafik entsprechende Bibelzitate, neben der Grafik ein thematisch erläuternder Text.



Abb. 2:
Julius Schnorr von Carolsfeld,
Jesus lehrt im Tempel, 1860;
aus: *J. Schnorr von Carolsfeld*
(s. A 2), Nr. 173.

1. TEXTE DEUTEN

Unabhängig vom Bekenntnis, wird in jedem christlich genutzten Raum die Bibel gelesen und gedeutet. Das Lukasevangelium³ fasst die Schriftauslegung in eine Geschichte aus der Kindheit Jesu, die Schnorr von Carolsfeld wiederum zu einer eindrucksvollen Bildszene verdichtet (vgl. Abb. 2). Im Vordergrund, an der hellsten Stelle des Tempels, sitzt der junge Jesus erhöht vor einem Buch. Die Hände lehrend erhoben, wendet er sich den alten bärtigen Schriftgelehrten zu. Aufmerksam umringen sie Jesus, diskutieren mit ihm und überprüfen seine Worte in ihren Büchern. Im Bildhintergrund sind einige Gelehrte noch miteinander in das Gespräch über die Schrift vertieft. Von rechts betreten Maria und Josef eilig den Tempel und entdecken aufgewühlt ihren Sohn, den sie auf ihrer Pilgerreise nach Jerusalem aus den Augen verloren hatten.

Das gemeinsame Ringen um den Sinn der Bibel hatte sich im Christentum mit den Jahrhunderten zur lehrhaften Predigt gewandelt. Nun legten das Gewohnheits- und Kirchenrecht fest, wer die Schrift – in Stellvertretung Christi – wo verlesen und deuten durfte. Doch spätestens mit der beginnenden Neuzeit bildeten sich unterschiedliche Bekenntnisse aus, die kaum noch in einem gemeinsamen Raum Gottesdienst feiern konnten. Mancherorts ging man pragmatisch mit diesem Problem um. In der Kurpfalz⁴ etwa trennte eine Mauer viele Kirchen in einen evangelischen und einen katholischen Teil.

³ Vgl. Lukas 2, 40–52.

⁴ Zu den Bauten des sog. Kurpfälzischen Simultaneums zählten beispielsweise die Heidelberger Heiliggeistkirche oder die ehemalige Klosterkirche Lobenfeld, vgl. u.a. *D. v. Winterfeld*, Heiliggeistkirche Heidelberg, Regensburg 1981; *D. Ebert/K.G. Beuckers* (Hrsg.), Kloster St. Maria zu Lobenfeld (um 1150–1560). Untersuchungen zu Geschichte, Kunstgeschichte und Archäologie, Petersberg 2001.



Abb. 3:
Wiesbaden, St. Bonifatius,
Führung durch die Ausstellung
»Schätze«; Foto: K. Berkemann.

Auf dem Marburger Richtsberg verband das erste ökumenisch geplante Gemeindezentrum⁵ (J. G. Solms u.a.) 1973 programmatisch einen katholischen und einen evangelischen Gottesdienstraum durch gemeinsame Nutzflächen. Ähnliche Bauten folgten bundesweit, von denen heute bereits wieder viele (in Teilen) aufgegeben wurden.

Angesichts der schwindenden Finanz- und Mitgliederstärke der beiden großen Konfessionen erprobt man gegenwärtig erneut, bestehende Kirchenräume mit anderen Menschen und Gemeinschaften zu teilen. Viele Kirchen öffnen sich verstärkt für Gäste, die Andacht und Kultur suchen. Diese sanfte Nutzungserweiterung kann von der touristischen Erschließung über die kirchenpädagogische Vermittlung bis zur kulturellen Veranstaltung reichen. In verschiedenen Kirchenräumen machte z.B. die Wanderausstellung „Schätze! Kirchen des 20. Jahrhunderts“⁶ (vgl. Abb. 3) in den Jahren 2007 bis 2010 Station.

5 Der Bau, geplant vom „Theodor London Collective“, gilt als das erste bundesdeutsche Beispiel dieser Art; vgl. u.a. *Theodor London Collective*, Ökumenisches Gemeindezentrum Marburg-Richtsberg, in: *kunst und kirche* 35, 1972, S. 87-90; Festschrift zur Einweihung des Ökumenischen Gemeindezentrums Marburg Richtsberg am 14. Oktober 1973, hrsg. von den Kirchenvorständen der Evangelischen Kirchengemeinde am Richtsberg und der Katholischen Pfarrgemeinde Liebfrauen, Marburg 1973. In den letzten Jahren erprobt man an einigen Orten bereits interreligiöse Räume, die verschiedene Religionsgemeinschaften gemeinsam nutzen (sollen); vgl. u.a. A. Mertin, Interreligiöse Gastfreundschaft, in: *theomag* 54, 2008; www.theomag.de/54/am251.htm [01.10.2012].

6 Unter Projektleitung der Verfasserin entstandene Wanderausstellung; vgl. u.a. W. Zahner/K. Berkemann (Hrsg.), *Schätze! Kirchen des 20. Jahrhunderts*, Ausstellungskatalog, DG Deutsche Gesellschaft für christliche Kunst, München, in Verbindung mit dem EKD-Institut für Kirchenbau und kirchliche Kunst der Gegenwart an der Philipps-Universität Marburg und dem Deutschen Liturgischen Institut, Trier 2007.



Abb. 4:
Julius Schnorr von Carolsfeld,
Abendmahl, 1860;
aus: *J. Schnorr von Carolsfeld*
(s. A 2), Nr. 207.

Gemeindemitglieder, Besucher und Fachleute diskutierten an jedem Ort darüber, was sie auf den Ausstellungstafeln sahen und lasen. Vor dem Hintergrund ihres konkreten Kirchenraums kam man darüber ins Gespräch, wie Kirche, Gemeinde und Bibel heute zu deuten sind.

2. ESSEN UND TRINKEN

Über den biblischen Text hinaus verbindet die christlichen Gemeinschaften, dass sie in ihren Räumen das Abendmahl feiern – wenn auch nicht immer miteinander. Christen erinnern damit an das letzte Essen Jesu mit seinen Jüngern, wie es die Bibel⁷ zweifach überliefert: zum einen die Erzählung von Jesu Handeln in den Evangelien, zum anderen die ritualisierte Schilderung der gemeindlichen Feier im Korintherbrief. Schnorr von Carolsfeld prägt für das letzte Mahl Jesu im biblisch beschriebenen Saal eine ausgewogene Szene (vgl. Abb. 4): In der Bildmitte reicht der stehende Jesus dem knienden Lieblingsjünger Johannes Brot und Wein. Zu beiden Seiten nehmen die Jünger, im Mittelgrund um einen Tisch angeordnet, am Geschehen teil. Während Jesu Kopf ein Strahlenkranz umgibt, wird jeder Jünger durch einen Heiligenschein ausgezeichnet – bis auf Judas, der sich im Hintergrund schemenhaft zum Gehen und zum Verrat wendet.

Schnorr von Carolsfeld zeigt die neutestamentliche Erzählung durch die Brille der ihm vertrauten Liturgie: In Stellvertretung Christi reicht der stehende Pfarrer dem knienden Gläubigen, umgeben von seiner Gemeinde, Brot und Kelch. Durch die Jahrhunderte hatte man das biblische Mahl zum Ritual gesteigert. In den letzten Jahrzehnten wurde ver-

7 Vgl. Matthäus 26, 17-30; Markus 14, 12-26; Lukas 22, 14-23; Johannes 13, 2-4; 1. Korinther 11, 23-26.



Abb. 5: Basel, St. Elisabeth, Café im Seitenraum der Kirche; Foto: K. Berkemann.

sucht, wieder eine lebendigere Form zu finden – vom Tischabendmahl an Gründonnerstag über das freie Liebesmahl bis hin zum kirchenpädagogisch⁸ begleiteten Festessen. Der Kirchenraum wurde immer öfter zum Ort eines feierlichen Essens, das an Jesu letzte Mahlzeit mit den Jüngern erinnerte. Darüber hinaus wird so manche Kirche heute vorübergehend für ein gemeindliches Kaffeetrinken geräumt. Und auch ein ganz weltliches „Event“⁹ findet auf Zeit Einzug in den Kirchenraum: (Zahlende) Besucher können etwa in der Kulturkirche Altona ein Festmenü bei klassischer Musik genießen.

Einige Gemeinden gehen – aus Geldnot oder aus inhaltlichem Engagement – noch einen Schritt weiter und beziehen ein Café¹⁰ in ihre Kirche ein. Schon im frühen 20. Jahrhundert ließen sich etwa die Bänke

im evangelischen Bet- und Gemeinschaftshaus Mausbach nach der Bibelstunde zum Kaffeetrinken ausklappen. Später sahen viele moderne Gemeindezentren einen Küchenblock im multifunktionalen Gottesdienstraum vor. Heute wird der Cafébetrieb gerne nachträglich unter der Empore, teils im Turm oder in einem Nebenraum verortet. In St. Elisabeth

8 Vgl. u.a. B. Lange-Geck, Kirchenraum mit Kinderaugen. Eine besondere Herausforderung für die Kirchenpädagogik, auf: www.rpi-loccum.de/langki.html [01.10.2012].

9 Vgl. u.a. www.kulturkirche.de/index.php/veranstaltung.html [01.10.2012]. Die Abendmahlstheologien und damit auch die Möglichkeiten eines profanen Essens in kirchlichen Räumen unterscheiden sich stark zwischen den einzelnen christlichen Konfessionen und Denominationen.

10 Die flexible Nutzung des Bet- und Gemeinschaftshauses im Siegerland (das Gesangbuchfach der Bänke ließ sich zum Abstellen der Kaffeetasse ausklappen) dokumentiert die Dauerausstellung des Museums RELIGIO in Telgte. Zu Gemeindezentren der späten 1960er und frühen 1970er Jahre vgl. u.a. M. Görring/H. Schwebel (Hrsg.), Planen. Bauen. Nutzen. Erfahrungen mit Gemeindezentren, Gießen 1981. Umgebaut zum professionalisierten Cafébetrieb wurde etwa der ehemalige Lutherturm in Ludwigshafen zur „Cafédrale“, vgl. www.turm33.de [01.10.2012]. Zur Verbindung von touristischen, sozialen und pastoralen Anliegen ist etwa das Café „Komma“ in der Gemarker Kirche in Wuppertal zu benennen, vgl. www.gemarke-wupperfeld.de/index.php/mID/3.1/lan/de [01.10.2012].



Abb. 6:
Julius Schnorr von Carolsfeld,
Tempelreinigung, 1860;
aus: *J. Schnorr von Carolsfeld*
(s. A 2), Nr. 180.

in Basel¹¹ (vgl. Abb. 5), der ersten City-Kirche der Schweiz, wird die tägliche Kirchenöffnung durch einen Cafébetrieb unterstützt. Passanten können in einem Nebenraum und auf dem Vorplatz der Kirche einen Kaffee trinken oder eine Kleinigkeit essen. Über ihre gottesdienstliche Nutzung hinaus wird die offene Kirche St. Elisabeth für externe Veranstaltungen vermietet, auf Wunsch mit Bewirtung – vom Aperitif unter der Seitenempore bis zum Bankett im Kirchenschiff.

3. HANDEL TREIBEN

Wie Jesus in die Nutzung eines Gottesdienstraums eingreift, schildert Schnorr von Carolsfeld in einer seiner Grafiken (vgl. Abb. 6). Zwischen antikisierenden Säulen tritt Jesus abwehrend nach vorne, die Geißel zur Hand. Einhellig beschreiben die vier Evangelisten,¹² dass Jesus den Tempel vom Handel „reinigt“. Für kultische Zwecke wurden im Vorhof Geld gewechselt und Opfertiere feilgeboten. Schnorr von Carolsfeld verdichtet die Tat Jesu zur zeichenhaften Geste, deren Folgen im Vorder- und Mittelgrund sichtbar werden: Tische und Käfige liegen am Boden, Händler bringen ihre Ware in Sicherheit. Im Bildhintergrund scheint der Handel noch ungestört weiter zu gehen. Jesus, selbst durch einen Heiligenschein ausgezeichnet, schützt das Allerheiligste, wo sich die Hohenpriester zum Gebet neigen – zum eigentlichen Zweck dieses Gottesdienstraums.

¹¹ Vgl. u.a. www.offenekirche.ch [01.10.2012]. Nach Abrissüberlegungen und Renovierung/Umgestaltung besteht die offene Nutzung des reformierten Gottesdienstraums (1865; C. Riggenbach) seit 1994.

¹² Vgl. Matthäus 21, 11-17; Markus 11, 15-19; Lukas 19, 45-48; Johannes 2, 13-22.



Abb. 7:
Hannover, Schild zum
Ökumenischen Kirchenzentrum
auf dem Messegelände;
Foto: K. Berkemann.

Doch bildete der Handel¹³ schon früh einen wichtigen Bestandteil der Nutzung und Finanzierung von Kirchen. Man konnte sich vielleicht nicht seinen Platz im Himmelreich, aber zumindest im Kirchenraum kaufen. Auf ungezählten Ausstattungsstücken ließen sich ihre Stifter durch Inschriften, Wappen oder Bildnisse verewigen. In vielbesuchten Wallfahrtskirchen gehörte der Verkauf von Kerzen, Plaketten und Heiligenbildchen wie selbstverständlich mit dazu. Gerade Stadtkirchen umgab ein Ring von Marktständen und Ladengeschäften. Die erzielten Einnahmen konnten dem Kirchenbau, seiner Ausstattung, seinen Nutzern oder dem Lebensunterhalt fliegender Händler zugute kommen. Und nicht nur der Hamburger Dom verband, wie eingangs geschildert, Markt und Gottesdienst unter einem Dach. Zwar sprach die Reformation sich deutlich gegen (Ablass-)Handel in Kirchen aus, doch wird bis heute in vielen Gottesdiensträumen ge- und verkauft.

Im Eingangsbereich fast jeder Kirche werden Postkarten und Kleinschriften feilgeboten, und immer häufiger kann man gegen Spende eine Kerze entzünden. Teils geben Gemeinden dem fairen Handel mit „Dritte Welt“-Waren in ihrer Kirche Raum oder veranstalten hier Basare für den guten Zweck. Umgekehrt machen verschiedene Angebote bereits Kirche am Ort des Handelns und Wirtschaftens sichtbar. Seit den späten 1960er Jahren platzierte man Kirchenzentren gerne in belebten Einkaufspassagen oder richtete stadtteiloffene „Ladenkirchen“ in angemieteten Geschäftsräumen ein.¹⁴ Auf dem umtrie-

¹³ Zu den Verflechtungen von Handels-, Finanz- und Kirchenwesen vgl. exemplarisch L. Sönke/A. Meyer (Hrsg.), *Stift und Wirtschaft. Die Finanzierung geistlichen Lebens im Mittelalter*. Fünfte Wissenschaftliche Fachtagung zum Stiftskirchenprojekt des Instituts für Geschichtliche Landeskunde und Historische Hilfswissenschaften der Universität Tübingen, Ostfildern 2007.

¹⁴ Unter dem Einfluss des Theologen Ernst Lange und englischen Vorbildern verbreitete sich die Bewegung der Ladenkirche u.a. von Berlin-Spandau aus bundesweit. Vor allem in den Großstädten, u.a. in Frankfurt

bigen Gelände der Hannover-Messe bildet das Kirchenzentrum¹⁵ (vgl. Abb. 7) seit über 30 Jahren einen Raum der Stille. Messebesucher und -mitarbeiter können Andachten und Gottesdienste sowie Seelsorger zum Gespräch in Anspruch nehmen. Ein Projekt, das wie in Hannover zumeist ökumenisch getragen wird.

4. FAZIT: NEUES ENTDECKEN

Auf die hier exemplarisch beschriebenen Nutzungsformen – Texte deuten, Essen und Trinken sowie Handel treiben – wirkt der Kirchenraum wie ein Brennglas: Er bündelt die Aufmerksamkeit auf das Wesentliche. Für viele ist entscheidend, wo eine Handlung vollzogen wird. Die gesellige Runde bei einem Glas Wein findet in der Gaststätte statt. Verlegt man die Szene in eine Kirche, ergänzt sie um einen Pfarrer und einen silbernen Kelch, wird ein Abendmahl daraus. Verlässt eine Nutzung den gewohnten Raum, erscheint sie allzu oft fremd. Diese Fremdheit kann zur Störung werden. Mit dem Kirchenraum, so fürchten manche, „entweihe“ man auch das hier gelebte Christentum. Denn wo katholische und evangelische Christen nebeneinander Gottesdienst feiern, wird die jeweils vertraute Form angreifbar. Finden das Feierabendbier und das Abendmahl im selben Raum statt, droht das altbewährte Ritual an Wert zu verlieren. Und treibt ein Dritter in der Kirche Handel, steht zugleich das kirchliche Wirtschaften auf dem Prüfstand.

Dabei birgt das Nebeneinander von Kirche und Welt große Chancen. Eine Atempause im Raum der Stille ermutigt, die Geschäfte in direkter Nachbarschaft gerechter zu gestalten. Beim Käsebaguette mit Blick auf den Altarraum lässt sich entdecken, welcher tiefer Sinn im hier sonntäglich gefeierten Abendmahl verborgen liegt. Und die Gemeinschaft zweier Konfessionen hilft, den Reichtum der christlichen Tradition wertzuschätzen. Jede Nutzungspartnerschaft bleibt eine Gratwanderung, die Zeit braucht. Verändert man den Raum und seine Funktion nur behutsam und stufenweise, wird aus einem charmanten Provisorium häufig eine dauerhafte bereichernde Lösung. Wenn Kirche ihr Kernanliegen nicht aus den Augen verliert, kann sie bei der Begegnung mit der Welt nur gewinnen – an Mitteln für den Bauunterhalt, an Selbstvergewisserung für ihre Ziele oder an Kontakt mit Menschen, die ihre Räume sonst nie betreten hätten.

am Main, wurden Gemeindezentren gezielt als städtebaulicher Teil von Nachkriegsneubausiedlungen in deren (Unter-)Zentren neben/unter die Geschäftsbauten platziert; vgl. hierzu *M. Görbing/H. Schwebel* (s. A 10); 40 Jahre Ladenkirche. Erlöserkirche Schwabing an der Münchener Freiheit, Gemeindebrief 2007 auf: www.erloeserkirche.de/fileadmin/user_upload/bilder/Gemeindebriefe/gb070101.pdf [01.10.2012]; *K. Berkemann*, Nachkriegskirchen in Frankfurt am Main 1945-76 (Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland. Kulturdenkmäler in Hessen; aktuell in Druckvorbereitung).

15 Vgl. u.a. [www.kath-kirche-hannover.de/gemeinden/gemeinde/?tx_wtdirectory_pi1\[filter\]\[tx_rggoogle_map_cat2\]=*113&cHash=4e02848216](http://www.kath-kirche-hannover.de/gemeinden/gemeinde/?tx_wtdirectory_pi1[filter][tx_rggoogle_map_cat2]=*113&cHash=4e02848216) [01.10.2012].

»Kirchenbau von heute für morgen«

WALTER M. FÖRDERERS IDEEN AUS DEN 1960er JAHREN

I.

Der Schweizer Architekt Walter Maria Förderer (1928-2006) gehört zu den Hauptvertretern des neo-expressionistischen Kirchenbaus der 1960er Jahre. Seine aus Beton gegossenen, von kubischen Elementen beherrschten Bauwerke sind markant, dominant und provokativ. Doch stößt man nicht nur bei seiner Arbeit als Architekt auf harte Ecken und Kanten, auch Förderers publizistische Tätigkeit war oft provozierend und löste manche Diskussion in jenen Jahren aus. Er gehörte zu den Architekten, die sich bereits Anfang der 1960er Jahre kritisch zum damaligen Architekturgeschehen äußerten. Über das „Dilemma des heutigen Architekten“ sprach er 1965 in Zürich.¹ Innerhalb der Diskussion um Gemeindezentren und multifunktionale Räume Ende der 1960er Jahre war Förderer über die Schweizer Grenzen hinaus mit wortführend. Bereits 1964 veröffentlichte er unter dem Titel „Kirchenbau von heute für morgen?“ einen ganz wesentlichen Beitrag zum Kirchenbau im 20. Jahrhundert.²

Walter M. Förderer war Bildhauer, Architekt, Hochschullehrer, Städteplaner, Politiker und Publizist. Sein architektonisches Schaffen ist auf etwa 20 Jahre beschränkt (1956-1978). Förderers Hauptwerke, vor allem Kirchenbauten und Schulhäuser, entstanden in den 1960er Jahren. Der sehr kurze Zeitraum erklärt die künstlerische Geschlossenheit seines architektonischen Werkes: „Allen meinen Bauten, gleich wofür und gleich in welchen Materialien sie erstellt worden sind, ist eines gemeinsam: sie sprechen meine Architektursprache. Die Aussagen wechseln, die Sprache ist gleich.“³ Mit dem Bau der Hochschule von St. Gallen 1963 gelang ihm in der Bürogemeinschaft Förderer/Otto/Zwimpfer ein großer internationaler Erfolg. Nach der Auflösung des gemeinsamen Büros entstanden in erster Linie Kirchenbauten, die sich zumeist durch einen polygonalen Grundriss, die Kombination mit einem Pfarrzentrum, Sichtbeton, komplizierte und verschachtelte Volumen sowie eine indirekte Lichtführung auszeichnen. Seine Hauptwerke, wie etwa

1 R. Haubensak, Dilemma des heutigen Architekten, in: Schweizerische Bauzeitung 84 Jg., 34 (1966), S. 610 f.

2 W. Förderer, Kirchenbau von heute für morgen? Fragen heutiger Architektur und Kunst, Würzburg 1964.

3 Zitiert nach M. Bächer, Walter M. Förderer. Architecture – Sculpture. Architektur – Skulptur, Neuchâtel 1975, S. 165.



Abb. 1: St. Nicolas in Hérémence als Kirche. Zeichnung Walter M. Förderer; aus: W.M. Förderer, Kunst für kirchliches Bauen, in: Kunst und Kirche 3 (1972), S. 113.

St. Nicolas in Hérémence, entstanden in der Schweiz, einige Kirchen baute der Architekt jedoch auch in Deutschland (u.a. in Moers und Monheim). Das architektonische Werk steht zeitlich zwischen den beiden Hauptphasen seines bildhauerischen Schaffens. Als der Architekt auf dem Zenit seines Erfolgs stand, gibt er diese wieder auf: „In knappen zehn Jahren habe ich mit den gezeigten Bauten manche räumlich-plastischen Vorstellungen verwirklichen dürfen, die ich mit Bildhauerei nicht habe veranschaulichen können und derentwegen ich Architekt geworden bin. Im Laufe der Jahre haben sich in mir Vorstellungen angesammelt, die nun wiederum mit Architektur nicht zu verwirklichen sind; es drängt mich zu einer ‚Architecture taille directe‘. – Ich sehe: es wird Skulptur sein, und ich muß wieder Bildhauer werden.“⁴ Die Gratwanderung zwischen Architektur und Skulptur konnte anhand von Förderers Meisterwerk in Hérémence (Wallis) von der Autorin bereits an anderer Stelle aufgezeigt werden.⁵ Städtebaulich ist vor allem die Zusammenarbeit mit Max Bächer für die Kleinstadt Pfullingen zu erwähnen. Als Schaffhauser Kantonsrat engagierte er sich zudem 1973-1980 auch in der Politik. Daneben ist Förderer 30 Jahre lang publizistisch und lehrend tätig gewesen. 1965-1993 war er Professor für koordinierendes künstlerisches Gestalten an der Staatlichen Akademie der bildenden Künste in Karlsruhe, 1986-1997 Honorarprofessor für Entwurf an der Universität Stuttgart. Die 30-jährige publizistische Tätigkeit brachte Monographien hervor, aber

4 W. Förderer, Architektur – vor allem eine künstlerische Verpflichtung!, in: P. Schweiger/W. Schneider/W. Meyer (Hrsg.), Architekturkonzepte der Gegenwart. Architekten berichten, Stuttgart 1983, S. 81.

5 Vgl. dazu Z. Reckermann, „Gebilde von hoher Zwecklosigkeit“ – Walter Maria Förderers Gratwanderung zwischen Architektur und Skulptur am Beispiel von St. Nicolas in Hérémence, Weimar 2009.



Abb. 2: St. Nicolas in Hérémence als Touristenzentrum. Zeichnung Walter M. Förderer; aus: W. M. Förderer (s. Abb. 1), S. 113.

auch zahlreiche Aufsätze in Fachzeitschriften. Vor allem Förderers Tätigkeit als freier Mitarbeiter für die Zeitschrift „Kunst und Kirche“ ist neben dem Hauptwerk „Kirchenbau von heute für morgen?“ von 1964 zu erwähnen und bildet die Grundlage für die nachfolgenden Ausführungen.

II.

„Von heute für morgen“ – dieses Bewusstsein, etwas für die Zukunft zu schaffen, kann für Förderers gesamtes architektonisches Werk festgehalten werden, insbesondere jedoch für seine Ideen eines modernen Kirchenbaus. Nach einem kurzen Überblick zu aktuellen Kirchenbauten Anfang der 1960er Jahre kommt Förderer in seiner Publikation von 1964 zu dem Schluss, dass zwischen den beiden Konfessionen keine großen Unterschiede mehr bestünden.⁶ Zudem gebe es keine nur kirchlichen Bauten vorbehaltene Architektursprache mehr, weshalb er sich selbst vom Kirchenbau vor allem die Möglichkeit zu freiheitlichem Bauen versprach – „zu einem Bauen-Können von räumlich-plastischen Vorstellungen“.⁷ Dennoch sollte der Kirchenbau nicht das Bedürfnis nach „außerordentlichen und überraschenden baukünstlerischen Kreationen“ stillen. Gerade in diesem Punkt lässt sich allerdings das Geschriebene mit dem, was Förderer dann tatsächlich baute, nicht in Einklang bringen. So sind seine Kirchenbauten vor allem überraschende baukünstlerische Erscheinungen. Wichtig sei, dass kein „Image“ für Kirche gebaut wird.

⁶ W. Förderer (s. A 2), S. 36 ff.

⁷ W. Förderer, Kunst für kirchliches Bauen, in: Kunst und Kirche 3 (1972), S. 109.



Abb. 3a: St. Nicolas in Hérémence;
Foto: Z. Reckermann.



Abb. 3b: St. Nicolas in Hérémence. Innenansicht.
Foto: Z. Reckermann.

Die Bauten sollten Kirche sein können oder auch einmal etwas anderes, vor allem aber sollten sie nach außen stimulierend wirken.⁸

Förderer fragte sich bereits in jener Zeit, welche Rolle „Kirche“ überhaupt noch haben könne. Dabei war er nicht der einzige, der über die Zukunft der Kirche nachdachte. Einen Höhepunkt fand die Diskussion um den Kirchenbau 1968/69 mit den beiden Publikationen „Kirchen in nachsakraler Zeit“ und „Kirche für die Zukunft bauen“, in welchen die wichtigsten Thesen jener Jahre zusammengetragen wurden und an welchen Förderer in beiden mit Beiträgen beteiligt war.⁹ Als eine Art Startschuss der Gemeindezentrumsdiskussion könnte man die Tagung in der Evangelischen Akademie Bad Boll von 1965 betrachten, bei der Architekten und Theologen unter dem Titel „Gottesdienst und Gottesdienstraum“ über Form und Funktion des modernen Kirchenbaus diskutierten. Letztlich forderten alle Referenten den multifunktionalen Raum ohne Repräsentationscharakter – ob als „Provisorium“, „variable Kirche“ oder gar der von Ottokar Uhl propagierten Idee einer „demonstrierbaren Kirche“.¹⁰

Für Förderer hat Kirche nur eine Chance, wenn sie zu einem neuen Selbstverständnis findet. Sie solle sich nicht darauf beschränken „Wirklichkeit zu transzendieren, son-

8 Ebda., S. 114.

9 Vgl. H. Bahr (Hrsg.), *Kirchen in nachsakraler Zeit*, Hamburg 1968 und G. Rombold (Hrsg.), *Kirchen für die Zukunft bauen*, Wien/Freiburg/Basel 1969.

10 G. Rombold (s. A 9), S. 117-126.

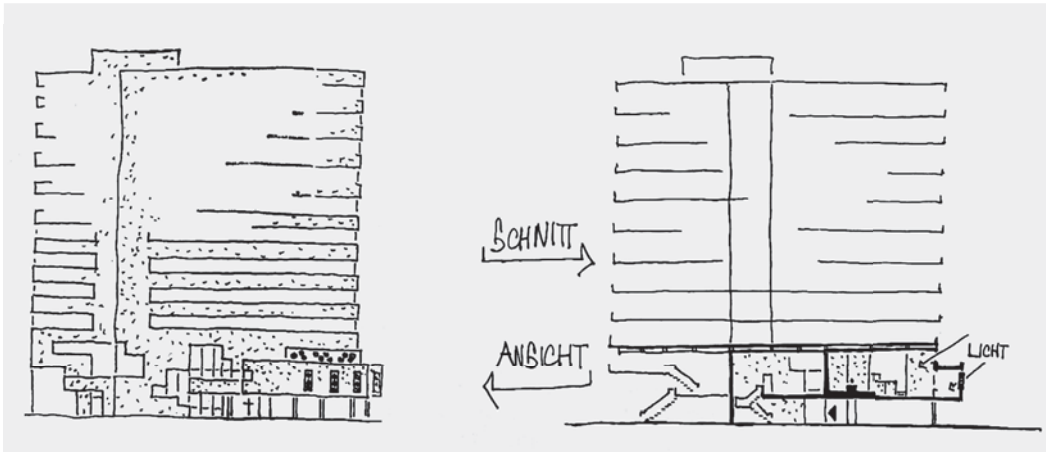


Abb. 4: Skizze zur Hauskirche; aus: Walter Förderer, Kirchenbau von heute für morgen? Fragen heutiger Architektur und Kunst, Zürich / Würzburg 1964, S. 91.

dern sich auch in aktueller Wirklichkeit bewähren“.¹¹ Kirche müsse zu den Problemen und Fragen dieser Welt Stellung beziehen, womit Förderer auch die politische Dimension von Kirche betonte. So bedauerte er es rückblickend 1972 auch, dass zu wenig sozialkritische Gesichtspunkte in die Diskussion um kirchliche Erneuerung in den 1960er Jahren Eingang fanden.¹² Förderer forderte neue Gottesdienstformen und damit verbunden einen neuen Kirchenbau. Es müsste eine Gottesdienstform gefunden werden „abseits der ‚objektiven‘ liturgischen Form“. An die Stelle der Liturgie würde letztlich das Gespräch treten. Für Förderer sollte die moderne Kirche im alltäglichen Leben stattfinden, denn wo es „nicht gelingt, den Gottesdienstraum auch für nichtkonfessionelle Nutzung zu öffnen, werden mit so genannten Vereinsstuben etc. nur zusätzliche Schwellen errichtet“.¹³ Schon 1964 war eine der Hauptthesen in Förderers Buch, dass Räume für Kirchen dezentralisiert, verkleinert und in Wohnzentren geplant werden sollten: „Kirchenräume, die in den Wohntürmen, in den Mietsblöcken eingemietet oder eingekauft würden – also eigentliche ‚Hauskirchen‘.“ (vgl. Abb. 4).¹⁴ Hier war die Kirche allerdings noch Kultstätte mit konfessioneller Gebundenheit. In späteren Texten lehnte Förderer dies ab und strebte nach einer neutralen Raumhülle als Erweiterung des häuslichen Umfeldes, bzw. „Pastorationsstätten [...], in deren Hauptraum jeweils nicht mehr nur oder vorwiegend, sondern

11 W. Förderer (s. A 7), S. 117.

12 Ebda. S. 115.

13 W. Förderer, Kirche, auch außerhalb der Konfessionen, in: architektur wettbewerbe (1968), S. XIV.

14 W. Förderer (s. A 2), S. 56.

einfach auch Gottesdienste abgehalten werden können nebst vielen anderen ‚profanen‘ Veranstaltungen“.¹⁵ In der bereits erwähnten Publikation Hermann Bahrs „Kirchen in nachsakraler Zeit“ fasst Förderer seine Gedanken zum „Gottesdienst und Kirchenbau in der demokratischen Ära“ wie folgt zusammen:

„Wenn überhaupt noch Kirchen gebaut werden sollen, müßten sie Orte der Auseinandersetzung sein, also mehr als nur Orte gelenkter Meditation und rezeptiver Andacht. Sie sollten nicht Orte sein nur abstrakt feierlichen Zelebrierens oder gar Mystifizierens, sondern Orte der Realität inmitten anderer Realitäten; Orte einer Feierlichkeit, die Faktor bleibt im prozessualen Geschehen, nicht ein darüber Erhabenes, ‚Enthobenes‘. Das heißt: Kirche müßte nicht mehr nur an einen bestimmten Rahmen gebunden sein. Sie brauchte sich viel weniger auf institutionelle Absichten vorzubereiten. Für den Architekten bedeutet dies, einen für offene Auseinandersetzung geeigneten Raum zu errichten. Ohne institutionelle Repräsentanz kann Kirche breiter gestreut sein, kann gerade auch außerhalb der herkömmlichen Kirchenzentren stattfinden; dort wo heute ‚allerlei Menschen‘ ungezwungen oder nach den Verkehrs- und Kulturfahrplänen urbanisierter Gesellschaft zusammenkommen.“¹⁶

Für Förderer konnte Kirche im Prinzip überall stattfinden. Es schwebten ihm Räume vor, die immer wieder verwendbar sind. Anhand von St. Nicolas in Hérémence veranschaulichte er dies sehr eindrücklich. Während des Baus der Kirche überlegte Förderer, was er anders machen würde, wenn statt eines „Kirchenzentrums“ (vgl. Abb. 1) ein „Talschaftszentrum mit Kirchenraum“ (vgl. Abb. 2) gefordert wäre. Die beiden Skizzen, die dabei entstanden, unterscheiden sich lediglich durch das Weglassen des Kreuzes sowie die Aussichtsterrasse anstelle des Schrägdaches über dem Kirchenraum. Umbau sei ein „normales, notwendiges Phänomen“ schreibt Förderer zusammen mit Lucius Burckhardt in der Publikation „Bauen ein Prozess“.¹⁷ Ein Soziologe und ein Architekt postulieren in ihrem gemeinsamen Buch die Überwindung der „thematischen Architektur“ in Richtung auf eine „prozessuale Architektur“. Das Denken in Bauthemen stellen sie in Frage und fordern stattdessen „wandelbare und darum immer wieder verwendbare Gebäude“.¹⁸ Das fünfte Kapitel des Buches handelt von der Illusion, dass ein Bauwerk nach seiner Erstellung perfekt, also unveränderlich sei. Auch äußern die beiden Autoren eine gewisse Kritik an der Denkmalpflege als der negativen Form des Umbaus. So habe Denkmalpflege doch weit mehr zu bedeuten und müsse sich entscheiden zwischen „Entwicklung und Sterilisierung von Stadtteilen“.¹⁹ Im achten Kapitel wird anhand mehrerer Beispiele ausgeführt, welche städtebaulichen Konsequenzen sich aus den verschiedenen Nutzungs-

15 W. Förderer (s. A 7), S. 117.

16 H. Bahr (S. A 9), S. 123 f.

17 L. Burckhardt / W. Förderer, Bauen ein Prozess, Teufen 1968.

18 Ebda., S. 29.

19 Ebda., S. 38.

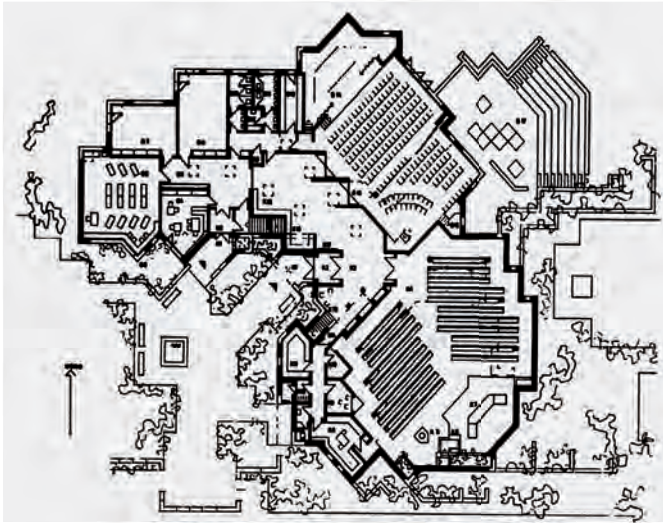


Abb. 5: Kirchenzentrum Monheim, Grundriss, aus: K. Wittmann-Englert, *Zelt, Schiff und Wohnung. Kirchenbauten der Nachkriegsmoderne, Lindenberg im Allgäu 2006*, S. 146.



Abb. 6: Kirchenzentrum Monheim, aus: M. Bäcker, Walter M. Förderer. *Architektur – Skulptur*, Neuchâtel 1975, S. 146.



Abb. 7: Kirchenzentrum Monheim, Innenansicht; aus: K. Wittmann-Englert (s. Abb. 5), S. 147.

überlagerungen ergeben könnten. Im Buch fügt Förderer Skizzen seiner Kirchenzentren in Hérémence und Monheim als Beispiele für wandelbare und mehrfach verwendbare Gebäudekomplexe an.

In letzter Konsequenz forderte Walter M. Förderer das „Gebilde von hoher Zwecklosigkeit“. Diesen Begriff prägte er bereits 1963/64 im Zusammenhang mit dem Bau der Hochschule von St. Gallen. Das „Gebilde von hoher – oder notwendiger – Zwecklosigkeit“ war

für Förderer die höchste Steigerung des architektonischen Ausdrucks. Ob ein Kirchenbau mit seiner von der Liturgie bestimmten Bauform jedoch überhaupt „zwecklos“ sein kann, darum rang der Architekt und der Publizist lange Zeit selbst, widerspricht sich in seinen Texten auch häufig. Er war sich seiner Widersprüchlichkeit übrigens durchaus bewusst. Auf dem Symposium „Kirchenbau der Gegenwart“ von 1968 äußerte er: „Mein ‚Kirchenbau-Schaffen‘ wird oft bloß ausschnittshaft so publiziert, daß die mir laufend erwachsenden Probleme und Zweifel nicht zum Ausdruck kommen können. – Weil niemand erfährt, was ich zu dem oder jenem meiner fertigen Bauten meine, muß er meine Forderungen als widersprüchlich zu meinem Getanen auffassen, und so kommt es, daß es so aussieht, als fräße der Hecht sich selbst.“²⁰

III.

Betrachten wir abschließend die Werke des Architekten Förderer genauer und prüfen, wie diese mit seinen publizistischen Äußerungen in Einklang zu bringen sind. Die meisten Kirchenbauten des Architekten sind noch zu sehr traditionelles Kirchenzentrum, d.h. der Kirchenhauptaum ist immer noch vorwiegend „Ort des Kultes“ und dient in erster Linie der Liturgie. Zwei Kirchenzentren kommen jedoch der von Förderer angestrebten neutralen Raumhülle, dem „Gebilde von hoher Zwecklosigkeit“ recht nahe: St. Konrad in Schaffhausen (CH, 1969-1971; vgl. Abb. 8-10) und das evangelische Gemeindezentrum in Monheim (D, 1966-1971; vgl. Abb. 5-7).

Letzteres war als „überkonfessionelle Begegnungsstätte“ in Form einer Stadthalle geplant, die außer für Gottesdienste für folgende Veranstaltungen genutzt werden sollte: Kindertagsspiele bei schlechtem Wetter, Abendgymnastik, Ping-Pong, Konzerte, Theater, Ausstellungen (Malerei, Plastik, Fotos) in Ferienzeiten, Gemeindeversammlungen. Ausgeführt wurde Monheim jedoch als ein aus drei Baueinheiten bestehendes Gemeindezentrum, dessen Herzstück das Gemeindehaus bildet. Der zentrale Gemeindesaal ist nach wie vor ein nicht auf eine besondere Funktion festgelegter Raum. Auch Monheim ist durch freie Rhythmen im Grundriss, Asymmetrien im Aufriss und einer skulpturalen Ausformung der Baumassen gekennzeichnet – und trägt somit eindeutig Förderers Handschrift. Der aus Sichtbeton gegossene Gebäudekomplex ist mehrfach getreppert und gestuft und wird an den Kanten von Fenstern durchbrochen. Zwar wurde das Kreuz erst später hinzugefügt, jedoch besitzt das Gemeindezentrum mit seinem monumentalen Turm nach wie vor ein Zeichen der Repräsentation.

Erst nach der Vollendung von St. Konrad in Schaffhausen konnte Förderer dann schließlich schreiben: „Was ich seit Jahren angestrebt und Schrittden um Schrittden

²⁰ Zitiert nach H. Widtmann, Kirchenbau der Gegenwart. Grenzen, Möglichkeiten und Chancen einer Architekturaufgabe. Symposium im Schloß Neudorf/Steiermark in der Zeit vom 21.-23.06.1968 (= Traditionen und moderne Gesellschaft), Graz 1969, S. 77.



Abb. 8: St. Konrad in Schaffhausen als katholisch kirchliches Zentrum, aus: M. Bächer (s. Abb. 6.), S. 100.



Abb. 9, 10: St. Konrad in Schaffhausen, aus: M. Bächer (s. Abb. 6.), S. 104.

Walter M. Förderer: »Hier habe ich nach außen hin in besonderem Maße mit stark wechselnder Zergliederung und Proportionierung den ringsum verschiedensten nachbarlichen Gegebenheiten gerecht werden wollen. Den Hauptraum habe ich mit einer gestuften ›Anhöhe‹, mit ›Arkaden‹ und ›Galerien‹, mit ›Fassaden‹, deren Fenster mit Läden umgeben sind, umgeben; er soll wie ein Dorfplatz wirken und wie ein solcher für Unterschiedlichstes zu gebrauchen sein.«; Zitat ebda., S. 98.

vorwärts bringen konnte, ist mit diesem ersten eingeweihten katholischen Quartierzentrum errichtet worden, ohne daß ich architektonisch von meinen Entwicklungstendenzen hätte abweichen müssen. [...] Mit St. Konrad ist [...] ein Mehrzweckgebäude entstanden.“²¹ Statt einer Kirche entstand hier ein „Konfessionsbau“ ohne den Anspruch auf äußerliche kirchliche Repräsentanz. Weder ein Kirchturm noch ein dominantes Kreuz weisen

21 W. Förderer (s. A 7), S. 121.

auf die sakrale Nutzung hin. Erst im Eingangsbereich findet sich ein in Sichtbetonmauern integriertes Kreuz. Auch verzichtete Förderer auf das übliche Pfarrer-Einfamilienhaus und integrierte stattdessen eine Pfarrwohnung in ein Mietshaus. Die Architektur von St. Konrad sollte sich von den umgebenden Wohnungsbauten nicht weiter abheben, doch blieb Förderer seiner architektonischen Formensprache in Lichtführung, Materialität und Plastizität treu. Erneut ist das Gebäude an den Kanten aufgebrochen und durch Ecken mit 135 Grad nur schwer fassbar. Im Inneren machte Förderer aus der Not eine Tugend: Aufgrund fehlender Gelder musste das Bauprogramm gestrafft werden, und so legte er Pfarrsaal und Kirche einfach zusammen. Durch eine abtrennbare Werktagskapelle und bewegliches Mobiliar entstand ein multifunktionaler Raum, der bis heute für verschiedene Aktivitäten der Gemeinde benutzt wird, u.a. Skibasar, Turnen, Konzerte und natürlich zur Feier des Gottesdienstes. In den 1980er Jahren fand im Gemeindezentrum zudem die Jugenddisco statt. Auch der Innenraum ist im Wesentlichen durch die Sichtbetonkuben geprägt. Lediglich bei den Fensterumrahmungen und einigen Holzeinbauten werden blau-, orange- und grünfarbige Akzente gesetzt. Der Hauptraum wird durch senkrechtverglaste Oberlichter erhellt. Im niedrigeren Umgang finden sich sparsam angeordnete, kleine Fenster, die den Gang so belichten, dass der Hauptraum mit seiner allgemeinen Helligkeit dominierend bleibt. Das Wechselspiel von Licht und Schatten verleiht dem Raum seine ganz eigene Stimmung. So schlicht und zurückhaltend der Kirchenraum im unteren Bereich gestaltet ist, der Blick nach oben dagegen zeigt eine verschachtelte Deckenlandschaft, die St. Konrad zu einem einzigartigen Raumerlebnis werden lässt.

Förderer wollte mit seinen Bauten keinen Auftraggeber oder Nutzer repräsentieren, eben kein Bauthema darstellen, sondern, um es in seinen Worten zu sagen: ein „Gebilde von hoher Zwecklosigkeit“ schaffen. Wie „modern“ Förderers Denken bereits damals war, zeigt die Diskussion zur Umnutzung von Helmut Strifflers Trinitatiskirche in Mannheim vor einigen Jahren – u.a. als Proberaum für das Ballett des Mannheimer Nationaltheaters oder auch als Konzertsaal der Musikhochschule, was der von Förderer bereits 1968 propagierten Forderung nach wandelbaren und darum immer wieder neu verwendbaren Gebäuden entspricht. Mit St. Konrad in Schaffhausen konnte Förderer seinen „Kirchenbau von heute für morgen“ schon damals verwirklichen.

KIRCHENSCHLIESSUNGEN: STIMMUNGSBILDER AUS BETROFFENEN GEMEINDEN

1. VORBEMERKUNGEN UND SCHLAGLICHTER

Es ist unstrittig, dass Kirchengebäude mit ihrer Architektur, ihren sozialen Gemeinschaftsfunktionen und ihrem Inventar vor allem für die jeweiligen Gemeindemitglieder eine ganz besondere Bedeutung haben. Drei Schlaglichter auf den Umgang mit bedrohten Kirchengebäuden an drei unterschiedlichen Orten vermögen dies einführend zu illustrieren:

Schlaglicht Nr. 1: Herr Friedrich¹ sägt in seinem Garten Hahnfiguren aus Spanplatten aus. Später werden sie noch signalorange besprüht. Was auf den ersten Blick wie die Freizeitbeschäftigung eines Ruheständlers aussieht, ist in Wirklichkeit Teil einer groß angelegten Protestkampagne. Unterschriften wurden bereits gesammelt, Leserbriefe geschrieben, die Lokalpolitiker aktiviert, und nun sollen die Hähne zum Symbol des Protestes werden. Herr Friedrich ist nicht alleine: Rund 30 Aktivisten finden sich jede Woche zum Montagsgebet vor der Kirche ein. Kaum einer von ihnen hat sich jemals zuvor an politischen Demonstrationen beteiligt. Doch jetzt wollen sie kämpfen, denn ihre Kirche soll geschlossen werden (vgl. Abb. 1):

„Was ich auch denke: Dass doch der Eine oder Andere plötzlich an sich selbst gespürt hat, dass ihm die Kirche doch wichtig ist. Man merkt ja oft erst, dass einem an Dingen etwas liegt, wenn diese in Gefahr sind. [...] Die Frage ist nur: Ist es zu spät?“²

Rund zwei Jahre später wissen die Aktivisten, dass ihr Protest, die Montagsgebete, die Unterschriftensammlungen, die Pressearbeit und ihre Präsenz in den städtischen und kirchlichen Gremien nichts genutzt haben: Ihre Kirche wurde profaniert, kurze Zeit später abgerissen und der freistehende Glockenturm gesprengt. Jemand hatte zuvor noch „Geld statt Gott“ auf den Turm geschrieben.

1 Alle Namen in diesem Beitrag wurden anonymisiert.

2 Aus dem Interview mit einem Gemeindemitglied. Alle hier zitierten Interviews wurden im Rahmen eines zweijährigen Forschungsprojektes der Volkskundlichen Kommission für Westfalen des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe zwischen 2009 und 2011 geführt und wurden in diesem Beitrag verkürzt und sprachlich geglättet. Die Ergebnisse sind publiziert in K. Bauer, Gotteshäuser zu verkaufen. Gemeindefusionen, Kirchenschließungen und Kirchengenutzungen, Münster 2011.

Schlaglicht Nr. 2: Frau Diepenholz schließt die Kirchentür auf. Gleich kommt ein großer polnischer Lastwagen und wird die Bänke aus ihrer Franziskuskirche³ abholen, die bereits nicht mehr genutzt wird und bald verpachtet werden wird (vgl. Abb. 2). Mit Wehmut erinnert sich Frau Diepenholz an ihre Zeit in der Gemeinde:

„Ich bin ein Kind der Gemeinde. Ich bin hier zur Kommunion gegangen, man hat hier geheiratet, die Kinder sind hier getauft worden. [...] Man verliert ein Stück Heimat. Als das damals so langsam an uns herangetragen wurde, empfand ich noch mehr Trauer. Jetzt sehe ich einfach ein, es geht nicht, es sind zu wenig Gläubige da, und da muss die Kirche eben geschlossen werden. [...] Da kann man auch nicht mehr sagen, so etwas muss erhalten bleiben. [...] Das ist ja auch mit immensen Kosten verbunden. Aber ich weiß wohl, dass hier viele Gemeindemitglieder sind, ältere vor allen Dingen, die sehr traurig sind. Diese haben ihr Herzblut hier reingesteckt und teilweise auch mitgeholfen, hier Steine zu verlegen!“⁴



Abb. 1: Turm der St. Antoniuskirche in Gronau-Epe. „Geld statt Gott“ wurde auf den Turm gesprüht, bewirkt hat der Protest jedoch nichts. Im August 2010 wurde die Antoniuskirche in Gronau-Epe abgerissen und der Turm gesprengt; Foto: K. Bauer.

Schlaglicht Nr. 3: In ihrer Elisabethkirche schaltet Frau Dorsfeld den CD-Player ein, und besinnliche Musik erfüllt den Kirchenraum. Seit einiger Zeit ist die Elisabethkirche ein Kolumbarium, in welchem Tote ihre letzte Ruhe finden:

„Ja, hier finden Beerdigungsmessen statt, und einen Tag vor der Beisetzung haben wir immer ein Totengedenken. Ab dem 75. Lebensjahr können Menschen hier eine Grabstelle kaufen, die ihnen kostenfrei bis zum Tod reserviert wird. [...] Anfangs haben wir viele Gräber an Gemeindemitglieder verkauft, die hier einen Bezug zur Kirche [...], ein Stück Glaubensheimat hatten. Einige sind hier getauft worden, einige haben in ihrer Kindheit und Jugend eine Zeitlang hier gelebt, sind hier zur Kommunion gegangen, haben hier geheiratet oder haben regelmäßig die Gottesdienste besucht – oft bis zu ihrem Tod.“⁵

3 Auch Namen der Kirchen und Gemeinden wurden auf Wunsch der Befragten zum Teil verändert.

4 Interview (s. A 2).

5 Interview (s. A 2).



Abb. 2: St. Elisabeth-Kirche in Münster. Die Kirchenbänke aus der St. Elisabeth-Kirche in Münster wurden nach ihrer Profanierung an eine polnische Partnergemeinde verschenkt; Foto: K. Bauer.

2. GESELLSCHAFTLICHE VORAUSSETZUNGEN UND KIRCHLICHE HANDLUNGSSTRATEGIEN

Alle drei geschilderten Begebenheiten sind Folge der gesellschaftlichen Wandlungsprozesse, die derzeit auf die beiden großen Kirchen einwirken. Diese haben ihre Leitbildfunktion weitestgehend abgetreten und fungieren im alltäglichen Leben nur noch für eine Minderheit ihrer Mitglieder als Handlungsmaßstab und Wertevermittler. Offensichtlich kann heute „unter den Bedingungen religiöser Pluralität keine einzige Religionsgemeinschaft für ihre Glaubenssätze und Praktiken mehr den Anspruch auf unbefragte und selbstverständliche Gültigkeit erheben.“⁶ Gleichzeitig wachsen die Angebote auf dem Markt der spirituellen Möglichkeiten, „die Religion wandert aus der Kirche aus“,⁷ sie wird vielfältiger und damit unverbindlicher.

6 D. Pollack, *Rückkehr des Religiösen? Studien zum religiösen Wandel in Deutschland und Europa II*, Tübingen 2009, S. 74.

7 H. Knoblauch, *Populäre Religion: Markt, Medien und die Popularisierung der Religion*, in: A. Honer/K.

Statt eines langfristigen gemeindlichen Engagements wurden vor allem für junge Menschen eher temporäre und projektbezogene Aktivitäten attraktiv,⁸ wodurch die Bindekraft der Institution Kirche auf katholischer wie auf evangelischer Seite stark abgenommen hat. Ablesen lässt sich diese Entwicklung auch an der sinkenden Anzahl der Taufen und kirchlichen Hochzeiten oder an den niedrigen Zahlen von sonntäglichen Gottesdienstbesuchern.⁹ Ein Beleg dieser voranschreitenden Entkirchlichung ist zudem der anhaltend hohe Prozentsatz von Kirchenaustritten, welche wiederum dazu führen, dass den Kirchen immer weniger Geld zur Verfügung steht.¹⁰ Um diesem Kostendruck zu begegnen und gleichzeitig die Kirchen wieder voller und damit lebendiger erscheinen zu lassen und um innerhalb der Gemeinden handlungsfähig zu bleiben, wurden daher in jüngster Zeit in ganz Deutschland zahlreiche Gotteshäuser zur Disposition gestellt. In den vergangenen zehn Jahren hat die Katholische Kirche laut dem Pressesprecher der Deutschen Bischofskonferenz 98 Kirchengebäude abgerissen. Weitere 416 werden liturgisch nicht mehr genutzt.¹¹ Auf evangelischer Seite sind in den letzten vier Jahren 87 Kirchen verkauft und 22 abgerissen worden.¹² Auch wenn diese Zahlen im Kontext von einer Gesamtzahl von 24.500 katholischen Kirchengebäuden und rund 20.000 evangelischen Kirchen und Kapellen gesehen werden müssen, so zeigen sie doch einen deutlichen Wandlungsprozess.

Die Profanierung eines Gebäudes, eine Umnutzung oder ein Abriss steht am Ende eines oft langwierigen Prozesses, der mit der Fusion von mehreren Gemeinden begonnen hatte. Die Deutsche Bischofskonferenz hat hierzu 2007 eine Arbeitshilfe mit dem Titel „Mehr als Strukturen – Entwicklungen und Perspektiven der pastoralen Neuordnung in den Diözesen“ herausgegeben, die in den einzelnen Bistümern unterschiedlich gehandhabt und umgesetzt wird.¹³ Das bekannteste Beispiel ist das Bistum Essen, das im Zuge der Umstrukturierungsprozesse seine rund 270 Pfarreien zu 43 Großpfarreien zusammengelegt hat. Und auch auf evangelischer Seite werden Fusionen von Gemeinden notwendig. In einem Impulspapier formulierte die Evangelische Kirche in Deutschland

Ronald/J. Reichertz (Hrsg.), *Diesseitsreligionen. Zur Deutung der Bedeutung moderner Kultur*, Konstanz 1999, S. 201-222, hier S. 201.

8 K. Bauer, *Jugendkulturelle Szenen als Trendphänomene. Geocaching, Crossgolf, Parkour und Flashmobs in der entgrenzten Gesellschaft*, Münster 2010.

9 Vgl. für die katholische Kirche in Deutschland: http://www.dbk.de/fileadmin/redaktion/Zahlen%20und%20Fakten/Kirchliche%20Statistik/Allgemein_Zahlen_und_Fakten/AH_257.pdf [01.10.2012] und für die evangelische Kirche: <http://www.ekd.de/statistik/index.html> [01.10.2012].

10 Aktuelle Zahlen sind für die EKD abrufbar unter <http://www.ekd.de/statistik/index.html> [01.10.2012] und für die DBK unter <http://www.dbk.de/zahlen-fakten/kirchliche-statistik/> [02.10.2012].

11 E-Mail Auskunft des Pressesprechers der Deutschen Bischofskonferenz vom 02.10.2012.

12 E-Mail Auskunft der Stellvertretenden Pressesprecherin, Kirchenamt der EKD, vom 02.10.2012.

13 *Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz* (Hrsg.), „Mehr als nur Strukturen...“ – Entwicklungen und Perspektiven der pastoralen Neuordnung in den Diözesen. Dokumentation des Studentags der Frühjahrsvollversammlung 2007 der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn 2007.

2006 die perspektivischen Entwicklungsmöglichkeiten und arbeitet inzwischen an deren Umsetzung.¹⁴

Doch bei allen guten Vorsätzen und Ideen – eine Fusion von Gemeinden bedeutet immer auch einen schmerzlichen Prozess; vor allem dann, wenn Gebäude zur Disposition stehen, Gotteshäuser letztlich verpachtet, umgenutzt oder abgerissen werden sollen. Denn mit jedem Kirchengebäude, das als Gottesdienststätte verschwindet, verliert die bislang daran gekoppelte Gemeinde ihren gewohnten Raum. Auf dieses aktuelle Phänomen soll im Folgenden näher eingegangen werden, wobei nicht die Gebäude selbst im Mittelpunkt stehen sollen, sondern aus einer kulturwissenschaftlichen Perspektive heraus die betroffenen Menschen. Was bedeutet es für diese, wenn es heißt „Gotteshäuser zu verkaufen“,¹⁵ und welche Handlungsstrategien entwickeln sie, um den Verlust aufzufangen?

3. GEMEINDEFUSIONEN

Bei beiden großen Kirchen beginnt der Prozess der Kirchengenutzung in der Regel mit der Zusammenlegung von mindestens zwei Gemeinden. Eine solche Fusion bedeutet für die Gemeindeglieder jedoch weitaus mehr als nur ein formaler Akt, denn sie muss sich vor allem auch im Alltagsleben vollziehen und wird oftmals wie die „Loslösung von einer Familie“ empfunden.¹⁶ Häufig haben sich in den Gemeinden über einen langen Zeitraum spezifische Strukturen und Rituale entwickelt, die nun aufgelöst, verändert oder angepasst werden müssen. Zudem hat jede Gemeinschaft durch diese Rituale eine kollektive Identität ausgeprägt, die für jeden Einzelnen wiederum einen Teil seiner individuellen Identität konstruiert. Gerade im Kontext der aktuellen Wandlungsprozesse, die mit einer Pluralisierung der Lebenswelten einhergehen und einen Verlust an Sicherheit, Vorhersehbarkeit und Planbarkeit bedeuten, sind solche stabilen Vergemeinschaftungen von besonderer Bedeutung – selbst wenn diese kollektiven Identitäten über Abgrenzungsprozesse aufgebaut wurden: zum einen über bewusste Abgrenzung gegenüber Kirchenmitgliedern, die in den Nachbar- oder Filialgemeinden tätig sind, zum anderen über oft unbewusste Abgrenzungen, die nach dem Bau neuer Filialkirchen seit den 1950er Jahren allmählich entstanden sind.

Vor allem Gemeinden mit in den 1960er und 1970er Jahren erbauten Kirchengebäuden haben diese Identität stark ausgeprägt: In ihnen wurden die neuen theologischen Ausrichtungen und Reformen nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil besonders stark rezipiert und gelebt. Hinzu kommt, dass sie als Neugründungen häufig in entstehende

14 *Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD)* (Hrsg.), *Kirche der Freiheit. Perspektiven für die Evangelische Kirche im 20. Jahrhundert*, Hannover 2006.

15 Vgl. K. Bauer (s. A 2).

16 Interview (s. A 2).

Wohngebiete gebaut wurden und hier eine ganz andere Dynamik vorherrschte als in den bereits etablierten, alten Kirchengemeinden. Oft wurde von den damaligen Neubürgern der Kirchenneubau finanziell sowie durch aktive Mitarbeit unterstützt. Die Bindung dieser heute älteren Generation an ihre Gemeinde ist daher besonders ausgeprägt, zumal die damals neuen Kirchengremien und -gruppen häufig Teil und sozialer Mittelpunkt der neuen Ortsgemeinden wurden.

Die in dieser Zeit modernen Kirchenbauten sind gleichzeitig architektonischer Ausdruck neuer theologischer Konzeptionen, die in den Gemeinden gelebt wurden. Die symbolischen Bilder einer Kirche als „Zelt“, „Schiff“ oder „Wohnung“¹⁷ fanden ganz dezidiert ihren Niederschlag in der Architektur. Verstärkt, so lautete das damalige Credo, sollte die Kirche in die Gesellschaft hineinwirken, die Architektur nicht fremd und beziehungslos zur Gemeinde stehen, sondern sich stattdessen einladend in die neu entstehenden Vorstädte und Vorortsiedlungen einfügen. Auch bei den Gemeindezentren trat die äußere Architektur zu Gunsten des praktischen Nutzwertes zurück. Kindergärten, Pfarrhäuser etc. wurden oft direkt an Kirchengebäude oder Gemeindezentren angefügt, so dass eine Unterscheidung zwischen dem Sakral- und Profanraum auf den ersten Blick schwerfiel.

Auch in der Ausstattung der Kirchengebäude lässt sich diese Tendenz ablesen, wenn zum Beispiel eine lose Bestuhlung statt fester Kirchenbänke, Teppichboden statt Steinboden gewählt wurde und die Kirche nicht mehr nur als Sakralraum gesehen wurde, sondern durch eine Vielzahl weiterer Funktionsräume auch eine Vielzahl an Veranstaltungen, Projekten und Gruppierungen beherbergen sollte. Kirche konnte dadurch mit viel größerer Lebensnähe in der Gesellschaft verankert werden, und aus all diesen Gründen eignen sich diese Gebäude heute für eine Umnutzung besonders gut.

Mit ihrem häufig auch inhaltlich starken Reformwillen traten diese neuen Gemeinden häufig in eine gewisse Opposition zu den althergebrachten Zentralgemeinden, in denen Wandlungsprozesse nur viel schwieriger und kräfteraubender angestoßen werden konnten. Ein heutiges Zusammenfügen dieser unterschiedlichen Gemeinden mit ihren Gruppen, Eigenarten und Identitäten kann daher auch große Schwierigkeiten mit sich bringen und für alle Seiten einen langwierigen Prozess bedeuten. Ein Gemeindeglied erzählt:

„Auf der Strecke bleibt einiges. Einige haben sich auch zurückgezogen und haben gesagt ‚Was sollen wir denn hier noch?‘ Andere sagen: ‚Wir müssen erst noch abwarten‘. Zum Beispiel die KFD¹⁸ in Sankt Pantaleon und die KFD St. Andreas tun sich sehr schwer mit einer Fusion. Beide werden ab 2011 aber gar nicht anders können, denn da gibt es einmal vom Bauwerk keinen Raum, aber auch keine zwei Gemeinden mehr [...]. Ganz, ganz

17 Vgl. etwa K. Wittmann-Englert, *Zelt, Schiff, Wohnung: Kirchenbauten der Nachkriegsmoderne*, Lindenberg 2006.

18 Katholische Frauengemeinschaft Deutschlands (KFD).



Abb. 3: St. Antonius in Gronau-Epe. Gegen die Schließung des Gotteshauses und den baldigen Abriss wird mit Bannern und Symbolen demonstriert; Foto: K. Bauer.

schwer haben sich auch die Messdiener getan: ‚Wir dienen nie in der Andreas-Kirche‘, und ‚Wir dienen nie in St. Pantaleon‘.¹⁹

4. DER VERLUST DER SOZIALEN HEIMAT UND DAS ENTSTEHEN EINER PROTESTKULTUR

Spätestens mit der Absicht durch eine Gemeindezusammenlegung Kosten zu sparen, beginnt auch die Diskussion darüber, welches der Gotteshäuser auf der Strecke bleiben soll. Dabei verlaufen die Kommunikations- und Entscheidungsprozesse in der Katholischen und Evangelischen Kirche unterschiedlich, und auch innerhalb der beiden Kirchen selbst gibt es bei den Bistümern bzw. Landeskirchen verschiedene Varianten.²⁰ Doch unabhängig davon, wie eine Diskussion geführt und letztlich auch eine Entscheidung gefällt wird, ist es für die betroffenen Menschen schwierig mit dieser Situation umzugehen. Nur sehr

¹⁹ Interview (s. A 2).

²⁰ Vgl. dazu etwa K. Bauer (s. A 2), S. 39 ff.

selten gelingt es der Institution Kirche trotz aller Bemühungen, den Entscheidungsprozess offen zu gestalten, klar zu kommunizieren und die Gemeindemitglieder frühzeitig einzubeziehen (vgl. Abb. 3). Vor allem bei katholischen Gemeinden kommt es, auch aufgrund der hierarchischen Kirchenstruktur, immer wieder zu Protesten, und es bilden sich Aktionsgruppen (vgl. „Schlaglicht 1“). Dabei engagieren sich vor allem aktive Gemeindemitglieder mit zentralen Funktionen und aktive Kirchgänger. Den Kern der Protestgruppen bilden dabei je nach Gemeindegröße etwa zehn bis zwanzig Personen. Betrachtet man dabei die Altersstruktur, wird deutlich, dass sich hier vor allem die Generation der Vierzig- bis Sechzigjährigen zusammenfindet. Für sie ist der drohende Verlust besonders schmerzlich, da sie mit ihren Gemeindetätigkeiten und dem Kirchengebäude, das die wichtigsten Ereignisse in ihrem Leben repräsentiert, ein Stück weit ihre soziale Heimat und ihre biographischen Ankerpunkte verlieren würden (vgl. „Schlaglicht 2“). Hinzu kommt, dass in immer anonymen werdenden Städten „die Kirchen vielleicht die letzten Anlaufpunkte für die Menschen“ sind.²¹

Es mag vielleicht überraschen, dass nun ausgerechnet dieses kirchennahe Klientel gegen ihre eigene Kirche als Institution protestiert und sich in zuvor kaum gekannter Weise in Opposition zu ihrem Bistum bzw. ihrer Landeskirche stellt. Sehr deutlich kristallisiert sich der Konflikt „Gemeinde contra Institution Kirche“ auch in der Wortwahl „wir gegen die“ heraus. Kaum einer der Protestierenden hatte sich zuvor politisch engagiert oder an gesellschaftskritischen, öffentlichen Aktionen beteiligt. Doch in dem Moment, in welchem ein eigenes lebensweltliches Fundament wegzubrechen droht, handeln sie. Die Kirchenklientel der heute älteren Generation ist in der pluralisierten und weitgehend verweltlichten Gesellschaft, die sich auch durch eine ausgeprägte Mobilität auszeichnet, eine der letzten, welche durch ihre Erziehung stark kirchlich geprägt ist und lebenslang an die Gemeinde gebunden blieb. Und vor allem auf katholischer Seite kommt hinzu, dass diese Protestierenden zumeist in der Aufbruchzeit des Vatikanischen Konzils in ihren Kirchengemeinden sozialisiert wurden und Träger dieser innerkirchlichen Reformen sind, die gerade in jungen, in dieser Zeit entstandenen Kirchengemeinden besonders gelebt wurden. Nahezu alle Befragten jener Generation konstatieren aktuell einen innerkirchlichen Wandlungsprozess, den sie negativ beurteilen: Von den reformorientierten Bestrebungen nach dem Zweiten Vatikanum komme es nun zu einer stärkeren Fokussierung auf traditionelle kirchliche Ritualformen. Die Wiedereinführung von Prozessionen, der lateinischen Messe oder der Glöckchen bei der Wandlung sind Ausdruck dafür.²²

Auch wenn diese Diskussion hier nicht geführt werden soll, so ist zumindest festzuhalten, dass auf katholischer Seite eben vor allem jene Kirchen zur Disposition stehen, die steinerner Ausdruck genau jener Aufbruchzeit des Vatikanischen Konzils waren. Viele

²¹ Interview mit einem katholischen Pfarrer.

²² Zum Beispiel in der katholischen Kirchengemeinde Sandheide-Hochdahl, die jedoch nicht von Fusion oder Kirchenschließung betroffen ist.

Gemeindemitglieder, die im Geiste dieser Reformorientierung erzogen worden sind, empfinden den Abschied von ihrer Kirche daher gleichzeitig auch als einen Verrat an den theologischen Inhalten und der inneren Ausrichtung der Gemeinde.

Vor diesem Hintergrund wundert es kaum, dass Jugendliche in den Aktionsgruppen kaum präsent sind – auch wenn die Gemeinden über Jugendgruppen verfügen und immer wieder betont wird, wie attraktiv die Gemeinde für junge Menschen doch sei.²³ Immer mehr wird ein rapider Bedeutungsverlust der Kirchengemeinden für das Alltagsleben der Jugendlichen sichtbar. Der Aufbau einer starken und wirksamen Bindung wie noch bei der Eltern- und Großelterngeneration konnte offenbar nicht gelingen. „Weil die organisierte Religion im Zuge der Differenzierung ihren Einfluss auf die Lebenspraxis verliert, wird eine Generation nur mehr oberflächlich in die Religion hineinsozialisiert. [...] Die Kette des Erinnerns, also die Abfolge der Vermittlung des religiösen Wissens, bricht ab.“²⁴

Die Protestierenden der älteren Generation organisieren sich mehr oder weniger hierarchisch. Sehr häufig gibt es ein Team, welches die Außenkommunikation übernimmt, die Aktionen koordiniert und hauptverantwortlich betreut. Diese Gruppe kristallisiert sich meist schnell heraus, eine Wahl ist nicht nötig, und es sind vor allem jene, die sich zeitlich stark im Projekt „Kirchenrettung“ engagieren. Einmal konstituiert, bildet die Gruppe einen relativ festen Kern mit einer mehr oder weniger stark fluktuierenden Struktur an den Rändern. Der feste Kern trifft sich regelmäßig, manchmal mehrmals in der Woche und über einen langen Zeitraum, der zu Beginn des Engagements kaum abzu sehen ist. Die Aktivisten kannten sich sehr häufig schon vorher weitläufig, enge Kontakte bestanden jedoch nur vereinzelt, und so entstehen durch die Aktionsgruppen oft neue und vor allem viel engere Beziehungen zwischen den Gemeindemitgliedern. Durch die regelmäßigen Treffen – die Senioren-Protestgruppen agieren ganz ähnlich wie traditionelle Vereine – kann schnell eine vertrauensvolle Basis aufgebaut und die neue Gemeinschaft stabilisiert werden.

5. FUNKTION UND BEDEUTUNG DER PROTESTKULTUR

Die Mitarbeit in den Protestgruppen ist für die Aktiven gleichzeitig Teil einer persönlichen, personalen Bewältigungsstrategie und hilft, mit der unsicheren Situation, in der gewohnte Strukturen und vertraute Gebäude zur Disposition stehen, umzugehen. Dem Einzelnen wird eine spezifische Aufgabe zugewiesen, und sehr häufig übernehmen die Aktiven neue Aufgaben, welche bislang nicht gekannte individuelle Kompetenzen hervorbringen und so auch das Selbstwertgefühl steigern. Ein Gemeindemitglied berichtet:

23 Vgl. Interviews mit Gemeindemitgliedern und Protestgruppen (s. A 2).

24 H. Knoblauch, *Populäre Religion. Auf dem Weg in eine spirituelle Gesellschaft*, Frankfurt a.M. 2009, hier S. 26.

„Das hat sich so entwickelt, und wir haben uns fast verstanden wie so alte Ehepaare [...]. Man wusste schon, was Sache war. In der Bibel steht, man solle seine Talente nicht vergraben, und deswegen bin ich derjenige, der so [...] angefangen hat mit Schreiben und ähnlichen Dingen. Das war nicht beabsichtigt, dass ich mich da so reinhänge.“²⁵

Im Kollektiv können die Kirchenschließungsgegner das Gefühl von Zusammenhalt und Gemeinschaft direkt und unmittelbar spüren. Und auch eine Niederlage lässt sich so besser überwinden. Die Protestgruppen stiften damit auch eine Art Ersatzbefriedigung für den Zusammenhalt, der zuvor in den Kirchengruppen und innerhalb der Gemeinde zu finden war. Aus diesem Bedürfnis erklärt sich auch die große Relevanz von Aktivitäten. In „Schlaglicht 1“ waren es die Montagsgebete, die in ihrer Regelmäßigkeit für die Betroffenen wichtig waren. Ein Teilnehmer berichtete:

„Auf jeden Fall war es unser Ziel: Wir geben unsere Kirche nicht kampflos auf. Somit ist das Montagsgebet entstanden, und es waren erst ein paar Leute und dann immer mehr. Jetzt auch im Winter finde ich es ganz beachtlich, dass immer noch so viele Leute sind, dass sich da auch so ein harter Kern herauskristallisiert hat, der wirklich immer da ist. Und ich muss persönlich sagen, es würde mir Montagabends etwas fehlen, wenn es nicht mehr wäre.“²⁶

Über die Bedeutung von Ritualen schreiben Michael Wimmer und Alfred Schäfer: „Rituale gelten als kulturelle Äußerungen, die ihren Sinn in der Erhaltung und Bestätigung, der Festigung und Bekräftigung sozialer oder kultureller Ordnungen haben. Ihr formal bestimmtes Merkmal liegt dabei vor allem in standardisierten Wiederholungen von Handlungen, und ihre Funktionen resultieren aus ihrem dramatischen und expressiven Pathos, durch das soziale Konflikte austariert und gebannt werden, sowie aus ihrer Bindungskraft, durch die einzelne zu einer Gemeinschaft (re-)integriert werden.“²⁷

Protestaktionen wie das geschilderte Montagsgebet sind aber auch an Außenstehende adressiert, und so bemüht man sich um mediale Berichterstattung und Außenkommunikation der Botschaft (vgl. Abb. 4). Ähnliche Funktionen erhält auch das Zeichen des Hahns als gemeinsames Protestsymbol, welches die Aktivisten öffentlich sichtbar an ihren Wohnungen befestigten.

Wie in den eingangs beschriebenen, nebeneinander bestehenden Kirchengemeindengruppen funktioniert die Festigung der Gruppe auch hier wieder zusätzlich durch Abgrenzung. Diese geschieht auf verschiedenen Ebenen, vor allem stehen aber die Entscheidungsträger in Bistum, Kirchengemeinde und Landeskirche im Fokus – also diejenigen, die die Entscheidung zur Fusion und letztlich zur Aufgabe des Kirchengebäudes getrof-

25 Interview (s. A 2).

26 Interview (s. A 2).

27 M. Wimmer / A. Schäfer, Einleitung. Zur Aktualität des Ritualbegriffs, in: *diess.* (Hrsg.), *Grenzüberschreitungen. Rituale und Ritualisierungen*, Bd. 1, Opladen 1998, S. 9-47, hier S. 12.



Abb. 4: Der Hahn als Zeichen des Verrats. Viele Gemeindemitglieder fühlen sich vom Bistum allein gelassen; Foto: K. Bauer.



Abb. 5: Protest bei der Profanierung der Pauluskirche in Kamp-Lintfort; Foto: K. Bauer.

fen haben bzw. treffen werden. Katholische Gruppierungen haben es hierbei leichter, da als Verantwortlicher schnell der Bischof benannt wird und damit die Abgrenzung stark personalisiert werden kann. Auf evangelischer Seite wird der Entscheidungsprozess stärker in die Gemeinden verlagert, wodurch ein klares „Feindbild“ kaum auszumachen ist. In beiden Konfessionen findet in der Regel eine starke Auseinandersetzung mit der „Konkurrenz“-Gemeinde statt, mit der fusioniert werden soll. Häufig verläuft diese wenig erfreulich. Die andere Gemeinde wird negativ dargestellt, und Unterschiede werden über Gebühr betont. Oftmals spielen auch die theologischen Ausrichtungen und die kirchliche Praxis in den Gemeinden eine Rolle: Während die von Schließung bedrohte, eigene Gemeinde als reformorientiert, modern und integrativ beschrieben wird, steht die andere Gemeinde für ein traditionelles, eher konservatives Kirchenbild, für Rückwärtsgewandtheit und Ausgrenzung. Innerkirchliche Spannungen werden dabei sehr deutlich spürbar (vgl. Abb. 5).

Einig sind sich die Protestgruppen vor allem in ihrem gemeinsamen Ziel, welches zumindest zu Beginn der Demonstrationen klar benannt wird und in fast allen Fällen die Eigenständigkeit jeder Gemeinde und die Erhaltung der zugehörigen Kirche als Gotteshaus fordert. In der Vermittlung nach außen wird dann hauptsächlich ein drohender Abriss oder eine drohende Profanierung artikuliert. Schwierig wird es für die Pro-

testgruppen, wenn die erste Zielsetzung nicht erreicht wurde und der Beschluss zu einer Profanierung bzw. Entwidmung des Gotteshauses erfolgt. Erfolgreiche Proteste danach bilden eine große Ausnahme (vgl. Abb. 6). Für die innere Struktur der Gruppe ist eine solche Situation schwierig zu meistern, da es die Niederlage zu verkraften gilt. Die Frustration über die gefühlte Ignoranz von Seiten der Institution Kirche ist stark, und Profanierungsfeiern und Entwidmungsgottesdienste kulminieren diese Gefühle. Häufig bleiben Teile der Protestgruppen diesen Veranstaltungen fern oder boykottieren sie sogar mit Gegenaktionen. Und schließlich schwingt die Angst mit, dass sich nach der kirchlich gemeindlichen Gemeinschaft auch die Protestgruppe auflöst oder der innere Zusammenhalt schwindet.

Interessant ist es zu beobachten, dass sich in dieser Situation der Fokus der Proteste oft ändert und wenigstens der Erhalt des Kirchengebäudes gefordert wird, wenn auch nicht mehr unbedingt als Gottesdienststätte. In der Regel verkleinert sich dabei der Kreis der Aktiven stark und beginnt kreative Nachnutzungsideen zu entwickeln. Alles, so könnte man es zusammenfassen, ist nun besser als der Verfall oder – schlimmstenfalls – der Abriss des Kirchenhauses. Abgekoppelt von jeglichen theologischen Inhalten wird das Gebäude dabei noch viel stärker zu einem Symbol für die eigene Lebensgeschichte, welches als Erinnerungsmal erhaltenswert scheint. Dabei sind die Motive für ein Engagement auch bei den Kirchenprotestlern weniger altruistischer oder inhaltlich-theologischer Natur, sondern eher auf persönlicher Betroffenheit und damit auf egoistischen Motiven begründet, wie es der Journalist Dirk Kurbjuweit in seinem viel diskutierten Spiegel-Artikel für den „Wutbürger“ konstatiert hat.²⁸

6. UND WAS KOMMT DANACH?

Es wundert kaum, dass die Protestgruppen nach dem Scheitern ihres Begehrens – in den seltensten Fällen gelingt eine Revision der Entscheidung – kurzfristig bestehen bleiben und die Aktiven sich weiterhin treffen, dass aber nach einiger Zeit der Zusammenhalt mehr und mehr schwindet und Auflösungstendenzen zu erkennen sind. Fehlt das gemeinsame Ziel und fällt die unmittelbare personale Notwendigkeit der Gemeinschaft weg, da der Verlust verarbeitet wurde, dann braucht es das Kollektiv augenscheinlich nicht mehr. Die ehemaligen Protestierenden im Beispiel des „Schlaglicht 1“ begegnen sich nur noch selten. Organisierte Treffen finden nicht mehr statt, und auch der sonntägliche Gottesdienstbesuch stellt keinen Kommunikationsort mehr dar, da sich die aufgelöste Gemeinde vollkommen zerstreut hat und kaum einer die Messe in der übriggebliebenen Hauptkirche besucht. Nur vereinzelt haben die durch den Protest neu entstandenen persönlichen Freundschaften die Zeit überdauert. Einige der Aktiven denken noch immer

28 Vgl. D. Kurbjuweit, Der Wutbürger, in: der Spiegel 41/2010, S. 26-27 (abrufbar unter <http://www.spiegel.de/spiegel/print/d-74184564.html> [02.10.2012]).



Abb. 6: **Gemeinsames Trauern** bei der Profanierung der Pauluskirche in Kamp-Lintfort. Die Trauer über den Verlust wird durch die Protestgemeinschaften aufgefangen; Foto: K. Bauer.

mit Wehmut und Groll an die vergangene Zeit, die meisten haben jedoch mit dem Kapitel Kirche und Gemeindegarbeit abgeschlossen, orientieren sich anderweitig und engagieren sich nicht mehr kirchlich. Für die Institution Kirche muss dieser Rückzug sehr bedenklich sein, ist es doch gerade das kirchennahe und aktive Klientel, welches ihr verloren geht.

Mancherorts tritt nach der Profanierung bzw. Entwidmung der Kirche an die Stelle der Protestgruppe, die sich langsam auflöst, ein Förderverein. Diese Vereine haben meist nicht das Ziel, das Gebäude als Gotteshaus zu erhalten, sondern treten für eine sinnvolle Nachnutzung ein, um damit auch einen Abriss zu verhindern. Die Gruppe ist heterogener als die der Protestierer, und in ihr sammeln sich neben aktiven Gemeindegmitgliedern auch kirchenferne Menschen, die ein Interesse am Erhalt des Gebäudes haben. Häufig sind es Anwohner, Vertreter der Stadtverwaltung, der Denkmalpflege oder auch Gruppierungen mit spezifischen Nachnutzungsinteressen. Nach einer Profanierung ist vor allem die Tilgung der laufenden Kosten für das Gebäude wichtig und – wenn die Institution Kirche als Finanzier ausfällt – die rasche Suche nach Sponsoren. Noch gelingt es wie beispielsweise in „Schlaglicht 2“ nur in seltenen Fällen, eine zügige, rentable und für das Umfeld einvernehmliche Nachnutzung zu finden. Viele der bislang aufgegebenen

Kirchengebäude liegen im Dornröschenschlaf oder werden nur übergangsweise genutzt. Zu hoffen bleibt, dass alle in den Prozess involvierten Gruppen aufeinander zugehen, sich zuhören und die Bedenken, Befürchtungen, Notlagen und Schwierigkeiten der jeweils anderen Seiten wahr- und ernstnehmen. Denn bei allen Konflikten haben Kirchengebäude auch in der heutigen Gesellschaft für viele Menschen – aus unterschiedlichen Gründen – eine besondere Bedeutung und erfüllen wichtige Funktionen: Sie sind gleichermaßen architektonische Denkmäler, soziale Heimat, biographischer Erinnerungsort und vermitteln immer noch das Gefühl der Beheimatung.

KIRCHENRÄUME NEU DENKEN

Abschlussdiskussion und Ausblick

1. Tagungsbericht und Abschlussdiskussion: Resultate, Thesen, Impulse

Die Abschlussdiskussion mit der Theologin Dr. Karin Berkemann, dem Berliner Architekten Klaus Block, dem Biberacher Baudezernent Christian Kuhlmann und der Freiburger Denkmalpflegerin Dr. Dagmar Zimdars, moderiert von Christian Holl, ließ die Anliegen der Tagung „Kirchenräume neu denken“ und die Notwendigkeit einer interdisziplinären Diskussion nochmals plastisch und konkret werden: Die zuvor vertretenen und zur Diskussion gestellten Positionen erweiterten und spitzten sich zu. Eine rasche Öffnung ins Publikum führte zu einem lebhaften Austausch, der sich in folgenden thematischen Leitlinien zusammenfassen lässt:

Was ist das Sakrale der Architektur?

Zunächst wurde der Begriff des „Sakralen“ in Bezug auf Kirchenräume intensiv erörtert. Bezogen auf die Frage, was das Sakrale von Kirchenräumen ausmacht, wurden zwei grundsätzliche Positionen vertreten: Klaus Block ging dabei von der Wirkung und der Funktion der Räume aus, deren Sakralität ihnen durch ihre geschichtlich gewachsene Bedeutungszuschreibung ebenso wie durch ihren besonderen architektonischen Ausdruck verliehen werde. Es sei wichtig, dass es solche Räume gebe, unter anderem auch, weil sie Schutz vor den Zumutungen des öffentlichen Raums gewährten.

Dagmar Zimdars argumentierte in eine ähnliche Richtung und stellte die Frage, ob ein Kirchengebäude nicht auch nach seiner Profanisierung in der Wahrnehmung eine Kirche bleibe, da die festen, über die Jahrhunderte entwickelten und prägenden Bautypologien eine solche Wahrnehmung nahelegten, zumal der sakrale Eindruck der Ar-

chitektur anhafte und Bedeutungskonnotationen über Form und Gestalt gesellschaftlich eingeübte Praxis seien, der man sich nicht einfach entziehen könne.

Diesen Gedanken führte aus dem Publikum der Berliner Architekt Rainer Fisch weiter aus: Die Sakralität der Räume sei eine Form eines „heiligen Restes“, der unabhängig von der Nutzung bleibe und bewahrt werden solle. Dass ein Bedürfnis nach solchen Räumen bestehe, würden die Beispiele von Peter Zumthor zeigen, dessen Bauten solche Sakralität selbst ohne die entsprechende Nutzung vermittelten. Demgegenüber stellte Karin Berkemann dar, dass aus Sicht der Theologie jeder Raum sakral sein könne und keiner besonderen gestalterischen Qualität bedürfe. Gleichwohl wisse sie von der Diskrepanz zwischen der theologischen Bestimmung, der Nutzung als Orte des gelebten Glaubens, und der Bedeutung, der Kirchengebäuden allgemein beigemessen werde. Im Einzelfall gelte es daher, die jeweiligen Befindlichkeiten in einem offenen Diskurs zu ermitteln, um zu verstehen, was der Gemeinde „Kirche“ bedeutet.

Christian Holl konstatierte aus diesen beiden Positionen die Notwendigkeit, in Diskurs und Praxis zwischen dem allgemeinen Bedürfnis nach sakral wirkenden Räumen und denen, die dem alltäglichen Gemeindeleben dienen, zu trennen.

Wie mit den Gebäuden umgehen?

Nach den Überlegungen zur Sakralität wurde die Frage vertieft, wie konkret mit den Kirchengebäuden und ihren Sakralräumen umgegangen werden solle. Aus architektonischer, städtebaulicher, denkmalpflegerischer, soziologischer und aus theologischer Sicht war man sich dabei einig, dass ein Abriss immer nur der letzte Ausweg sein

dürfe. Der Respekt vor den Kirchen müsse gewahrt bleiben.

Klaus Block interpretierte diesen Respekt sehr weitgehend, indem er postulierte, dass „Ruinenpflege vor Entwürdigung“ zu treten habe. Kirchengebäude seien einfach nicht für jede Umnutzung geeignet, daher müsse man es sich auch leisten können, Kirchen in Würde sterben und sie als Ruinen die Zeiten überstehen zu lassen. Er beklagte allerdings auch, dass Architekten in anstehenden Umnutzungsfragen nur selten früh genug einbezogen würden und es bislang nur wenig gute Umnutzungskonzepte und nur wenig gut umgenutzte Kirchen gebe. Das sei auch deswegen zu bedauern, da gerade gute architektonische Beispiele helfen könnten, ein Bewusstsein für einen neuen Umgang mit Kirchenräumen zu finden.

Karin Berkemann konstatierte aus Ihrer Erfahrung, dass jede Gemeinde ihre Kirche liebe. Eine intensive Auseinandersetzung mit dem Raum und der Art und Weise seiner Nutzung und eventueller Änderungen könne auch weiteren Gruppen Zugang ermöglichen und neue Potenziale eröffnen. Grundsätzlich plädierte sie für einen offenen Umgang mit den Gebäuden.

Aus dem Publikum wurde angeregt, dass viele Funktionen, die in der Nachkriegszeit von den Kirchen in die Gemeindezentren verlagert wurden, nun wieder von den Kirchengebäuden selbst übernommen werden könnten, um sie zu bewahren und in ihrer Funktion halten zu können. Für den Stuttgarter Architekten und „Kirchentrotzler“ Gerald Klahr stellte sich die grundsätzliche Frage, ob Umnutzungen nur von der Gemeinde und dem Eigentümer entschieden werden dürfen. Denn handle es sich bei den Kirchen nicht auch um eine Form des kulturellen Allgemeinguts?

Christian Kuhlmann wiederholte seine bereits im Vortrag bezogene Position, wonach Kirchen aus Sicht der Kommunen als Bauten eines gelebten Glaubens verstanden werden sollten. Um sie erhalten zu können, müssten sie „bespielt“ werden – und zwar so, dass ihnen auch der notwendige Respekt entgegengebracht werde. Dabei gehe es insbesondere um die Frage, wie plausibel sich die Kirchen im Sinne eines „gelebten Glaubens“

beweisen können. Statt einer pauschalen Antwort zur Bedeutung der Kirchengebäude gehe es für die Kommunen darum, die Diskussion mit den Kirchen zu suchen und zu führen, aber auch Raumbedürfnisse zu ermitteln und dabei auch Freikirchen und andere religiöse Gemeinschaften mit einzubeziehen. Dabei gelte es auch, im Quartier zu moderieren, Raumbedarf und Raumpotenziale aufeinander abzustimmen.

In diesem Sinne betonte auch Diözesanbaumeister Heiner Giese aus dem Publikum die Notwendigkeit einer strategischen Planung. Rechtzeitige Raumerfassungen und Bedarfsermittlungen beugen der Gefahr vor, unreflektiert nur auf Sachzwänge reagieren zu müssen. Dass die Kommunen solche Prozesse mit Angeboten und Anfragen fördern und unterstützen können, darauf wies der Kölner Stadtforscher Jörg Beste hin.

Aufgaben und Möglichkeiten von Denkmalpflege und Kommune

Auf die Fragen nach dem Umgang mit den Kirchenräumen stellte Dagmar Zimdars die Möglichkeiten der Denkmalpflege vor, den Wert eines Gebäudes zu erkennen und zu definieren. „Den Denkmalwert und den Schutzgrund dieser Kulturdenkmale zu benennen, stellt die Weichen für ihr weiteres Schicksal.“ Dabei leiste Denkmalpflege auch etwas für die öffentlichen Räume der Stadt, indem sie mit diesen prägenden Bauten auch deren besonderen Charakter im System der öffentlichen Stadträume bewahren helfe. In diesem Zusammenhang bestehe aber insbesondere für die Architektur der Nachkriegszeit noch Nachholbedarf. Zimdars betonte, dass die baukulturelle „Inwertsetzung“ und Anerkennung dieser Architektur inzwischen dringend anstehe; dabei sei Toleranz gegenüber anderen Disziplinen zu pflegen und über Tabus in der Diskussion zu reflektieren. Nicht ausschließen wollte sie, dass mit einer Profanierung und einer kirchenfremden Neu- und Umnutzung die Akzeptanz in der Bevölkerung erschwert werde. Sie wünsche sich daher, dass die Kommune ihren Teil bei der Vermittlung der Qualitäten der Nachkriegs-Architektur leiste, da diese noch wenig allgemein anerkannt



Abb.: Abschlussdiskussion der Tagung »Kirchenräume neu denken. Kirchen- und Stadtidentität in Klein- und Mittelstädten« am 11. Mai 2012 in Rottweil; v.l.: Christian Holl, Karin Berkemann, Klaus Block, Dagmar Zimdars und Christian Kuhlmann.

sei und deren Verlust drohe. Die bereits im Vortrag von Michael Goer vorgestellte Kirche St. Elisabeth in Freiburg stehe für sie prototypisch als Entwicklung einer Handlungsroutine, die den Wert des Denkmals feststellt. Hier zeige sich, wie im Sinne des Baudenkmals die Denkmalpflege mit ihren Partnern flexibel, konstruktiv und vorausdenkend agieren könne. In dieser Weise hoffe sie, dass Denkmalpflege ihren Beitrag leistet, den Wandel mit zu gestalten.

Auch Karin Berkemann warb für eine Vernetzung des Diskurses zwischen den Disziplinen: Es müsse mehr miteinander geredet und geforscht werden. Auf Dagmar Zimdars Darlegungen kam aus dem Publikum die Bestätigung, dass eine fortschreibende Inventarisierung des Denkmalbestands der Nachkriegszeit notwendig sei und in Baden-Württemberg angegangen werde.

Ebenfalls aus dem Publikum tauchte die Frage auf, wie es denn tatsächlich um die Finanzen der Kirche bestellt sei und wer letztlich für das Erbe der Kirchen aufkommen könne oder müsse. Der Regensburger Theologe Walter Zahner sah dies als eine Aufgabe der Gesamtgesellschaft und nicht der Kirchen allein.

Der Esslinger Oberbürgermeister Jürgen Zieger stellte hingegen klar, dass die Erwartungen insbesondere an die Kommunen realistisch bleiben müssten. Ihnen stünden derzeit keine Mittel zu einer weiteren Unterstützung der Kirchen zur Verfügung. Man könne deswegen keine weiteren Angebote der Kommunen erwarten und müsse sich auch einer Diskussion stellen, die den Verzicht auf Kirchenräume erwäge: Man werde auch abreißen müssen. In alternativen Nutzungen als Bibliotheken oder Museen sehe er kein nennenswertes Potenzial, da es diese bereits in ausreichender Menge gebe.

Christian Holl, Stuttgart

2. Ausblick

Die Frage nach dem Umgang mit untergenutzten Kirchengebäuden wird Kirchen und Kommunen in den kommenden Jahren weiterhin beschäftigen. Den Dialog auf der Tagung zwischen den Planungsverantwortlichen in den Kommunen, der Denkmalpflege und den kirchlichen Bauämtern

haben alle Beteiligten als sehr hilfreich empfunden. Es lohnt sich, ihn fortzusetzen.

Welche Empfehlungen lassen sich aus den Beiträgen der Tagung ableiten? Ein Leitfaden zur Entwicklung kirchlicher Gebäude in Klein- und Mittelstädten schiene auch auf der kommunalen Ebene sinnvoll – nicht nur auf kirchlicher Ebene, wo es diese Ratgeber ja bereits gibt. Denn auf die beteiligten Institutionen kommen Aufgaben zu, die sie individuell zu lösen haben, insbesondere jedoch die Aufgabe, miteinander zu kooperieren:

Die *Kommunen* sollten in ihren Ortsteilen die Potenziale für kulturelle und gemeinschaftlich nutzbare Räume ermitteln und dem Bedarf gegenüberstellen – und dabei die Kirchenräume mit einbeziehen. Die häufig in Kommunen vorherrschende Ansicht, die Zukunft der Kirchen sei deren „Privatangelegenheit“ wird der kulturellen und sozialen Bedeutung der Gebäude sowie auch der Institution nicht gerecht. Wenn Kirchenräume leerfallen oder Mitnutzer gesucht werden, richtet sich der Blick schnell auf die Kommunen, in denen sie stehen. Im Einzelfall kann es langfristig sinnvoller sein, auf den Ausbau einer Stadtbibliothek zu verzichten und stattdessen mit dieser Nutzung in ein Kirchengebäude einzuziehen.

Die *Kirchen* haben eine jahrhundertelange Ordnung, auf der sie ihre Strukturen und ihre räumliche Verteilung aufbauen: die Sprengel, die Kirchenbezirke und die Verteilung der Räume und Nutzungen in ihnen. Die Kirche als Mittelpunkt des Ortes stammt aus einer Zeit, als sie wichtiger Bestandteil des kulturellen und sozialen Lebens war. Heute müssen die Kirchen den Spagat zwischen Bewahren und Entwickeln leisten, sie müssen einerseits Traditionen pflegen, andererseits auf die aktuellen gesellschaftlichen Veränderungen reagieren und sich anpassen. Kirchengemeinden müssen vor der Befassung mit ihrer Bausubstanz die Frage beantworten, welche Schwerpunkte ihre zukünftige gemeindliche Arbeit haben soll.

Der *Dialog* zwischen Kommunen und Gemeinden ist deshalb so entscheidend, weil Kirchengebäude dadurch neue Perspektiven erhalten können, indem sie von kommunalen Nutzern

mitgenutzt oder im Einzelfall sogar übernommen werden. Der Diskurs mit Bürgern, Unternehmen und Vereinen ermöglicht es außerdem, andere Sichtweisen systematisch einzubeziehen und neue Nutzungsperspektiven für die Kirchenräume zu entwickeln.

Kulturelle oder sonstige gemeinschaftsorientierte Nutzungen sind jedoch nicht immer auf der Suche nach neuen Räumen, im Gegenteil: Bibliotheken, Museen und kulturelle Einrichtungen gibt es vielerorts schon in ausreichender Menge, und mehr können die Kommunen oft nicht tragen. Daher sollte man keine zu hohen Erwartungen auf materielle Unterstützung durch die Kommunen wecken. Umso wichtiger ist es, rechtzeitig und frei von drängenden Sachzwängen ins Gespräch zu kommen. Tragfähige Konzepte brauchen Zeit, um zu reifen.

Aktuell lotet das Projekt „*Kirche findet Stadt*“¹ bundesweit die Chancen einer Zusammenarbeit von Kirchen, ihren Wohlfahrtsorganisationen (Diakonie/Caritas) und den Kommunen in lokalen Entwicklungspartnerschaften aus. Die institutionelle Zusammenarbeit zwischen Kirchengemeinde und Bürgergemeinde steht im Mittelpunkt: Oft sind die Kirchengemeinden mit den Stadtteilen und ihrer Bewohnerschaft weit über die im engeren Sinne kirchlichen Funktionen verbunden – gerade auch in Stadtteilen mit sozialen Problemlagen. Kirchen sind durch ihre konkrete soziale Arbeit und nicht zuletzt durch die vielen Freiwilligen, die sich in den Gemeinden, Diensten und Einrichtungen engagieren, Schlüsselakteure der Stadtentwicklung. Allerdings werden sie als solche oft nicht wahrgenommen, und sie sind sich zum Teil dieser Rolle selbst nicht bewusst. In diesem Projekt liegt der Fokus also auf der Zusammenarbeit, weniger auf den Räumen, wobei dennoch interessante Impulse für deren Nutzung erwartet werden können.

Die *Architekten* stehen (wie bei Umbauvorhaben generell) vor einer Reihe von Aufgaben, für die

1 Projekt der Nationalen Stadtentwicklungspolitik des Bundesbauministeriums mit einer zweijährigen Laufzeit von 2011 bis 2013; vgl: www.kirche-findet-stadt.de [01.11.2012].

sie an sich nicht ausgebildet sind: Sie müssen dem Bauherrn zunächst einmal helfen, die Aufgabe zu definieren, Probleme der Bausubstanz und ihrer Nutzung zu erkennen. Sie müssen die komplexen Zusammenhänge zwischen den unterschiedlichen Wünschen der Gemeinde, den Umbaumöglichkeiten und der Erneuerbarkeit der Substanz – um nur einige zu nennen – sortieren. Sie sollten zusätzliche räumliche Potenziale des Gebäudes erkennen, und schließlich müssen sie die Entscheidungen in der Gemeinde vorbereiten, die zu einem Bauprogramm führen. Erst dann kann die „eigentliche“ Architektenarbeit beginnen.

Die *Denkmalpflege* spielt eine wichtige Rolle in diesem Diskurs. Sie kann die Diskussion gerade bei den Kirchengebäuden der Nachkriegszeit – also der letzten 60 Jahre – versachlichen, bei denen die Unsicherheiten hinsichtlich der Bewertung besonders groß sind. Die Denkmalpflege muss ihre Kriterien und ihre Begriffe erläutern und Inventare erstellen, um den besonderen Wert sakraler Gebäude überhaupt verständlich zu machen. Bei der Suche nach neuen Lösungen wird sie unter Umständen flexibler sein müssen, als bislang üblich. So erscheinen die Diskussionen um den Erhalt des Kirchengestühls manchmal etwas eng – schließlich kann man es auch einlagern oder einen Teil weiter verwenden.

Umgekehrt stellt sich aktuell die Frage neu, wie weit diese Flexibilität gehen kann. Über ein Beispiel wurde auf der Tagung lebhaft diskutiert: Der geplante Umbau der Kirche St. Elisabeth in Freiburg, die 1965 von Ralf Disse erbaut und 2006 profaniert wurde. Hier sollen unter dem Slogan „CHURCH chill – Sakrale Baukunst erhalten und neu inszenieren“ 38 Wohnungen/Lofts in das Kirchengebäude eingebaut, bzw. in zwei zusätzlichen Geschossen aufgesetzt werden.² Die Frage erhebt sich, ob nicht Flexibilität vor einer Profanierung die Diskussion um den Abriss einer Kirche gar nicht erst aufkommen ließe.

Generell scheint eine gewisse Gelassenheit angeraten: Statt Kirchengebäude zu schnell abzubauen, bietet sich an, sie eine Weile im „Stand-

by-Modus“ über die Zeit zu bringen. Christine Dissmann hat – für einen anderen Kontext – das so genannte „Dornröschenprinzip“ entwickelt: Gebäude werden stillgelegt, statt sie abzureißen oder verfallen zu lassen. Sie werden gegen Schäden gesichert, sorgfältig verschlossen und dann gezielt aus dem Immobilienmarkt herausgenommen. So bleibt die Präsenz der Gebäude im Straßenraum erhalten und sie sind für Erinnerungen verfügbar. Deutlich später – unter sorgfältig definierten Randbedingungen können sie dann wieder geöffnet und neu genutzt werden. Die Überlegung dabei ist: Noch können wir nicht wissen, was in Zukunft passiert.³

Im Einzelfall sollte man Kirchengebäude auch in Würde „sterben lassen“. Es gilt den Mut aufzubringen, sie zur Ruine werden zu lassen. Bereits mehrfach ist es in der Kirchengeschichte geschehen, dass umgenutzte Kirchen bzw. -ruinen wieder als Kirchenraum aufgebaut wurden.

Weiter gehende Perspektiven bietet der Blick über die Grenzen: Auch in anderen europäischen Ländern wird das Thema in unterschiedlicher Ausprägung virulent: Sowohl die Niederlande als auch England besitzen bereits seit vielen Jahren weitreichende Erfahrungen. In England beispielsweise lässt sich auf die Erfahrung von Stiftungen zurückgreifen, die schon seit den späten 1960er Jahren mit unterschiedlichen Zielen überzählige Kirchen übernehmen: die „Friends of Friendless Churches“, die Kirchen kaufen oder pachten und vor dem Zerfall schützen, oder der „Churches Conservation Trust“, der darüber hinaus das Ziel hat, Kirchengebäude für das lokale Gemeinschaftsleben zugänglich zu machen. Auch über die wirtschaftliche Nachnutzung von Kirchengebäuden wurden schon zahlreiche Erkenntnisse gewonnen. Auch hier scheint ein Austausch sinnvoll.

Kerstin Gothe/Theresia Gürtler Berger

2 Vgl.: http://www.gisinger.de/uploads/media/2012_04_12_Wohnen_in_einer_Kirche.pdf [01.11.2012].

3 Chr. Dissmann, Die Gestaltung der Leere: Zum Umgang mit einer neuen städtischen Wirklichkeit, Bielefeld 2010, S. 204 ff.

AUTORINNEN/AUTOREN

DR. KATRIN BAUER; Studium der Volkskunde, Kunstgeschichte und Neuere Geschichte an der Universität in Bonn. 2010 Promotion über „Jugendkulturelle Szenen“. Volontariat bei der Volkskundlichen Kommission für Westfalen, woraus die Monographie „Gotteshäuser zu verkaufen: Gemeindefusionen, Kirchenschließungen und Kirchenumnutzungen“ entstand. Nach mehreren Lehraufträgen seit 2010 wiss. Mitarbeiterin in der Abteilung Kulturanthropologie/Volkskunde an der Universität Bonn.

DR. KARIN BERKEMANN; Dipl.-Theologin, Kunsthistorikerin M.A., „Architektin in der Denkmalpflege“ (Fortbildung). Seit 2002 freie Erforschung und Vermittlung des (modernen) Kirchenbaus, 2008/09 wiss. Volontärin und 2010 wiss. Angestellte beim Landesamt für Denkmalpflege Hessen; seit 2011 freie Forschungsprojekte zur Nachkriegsmoderne u.a. für das Landesamt für Denkmalpflege Hessen.

JÖRG BESTE; Studium der Ev. Theologie in Bonn, danach Architektur u. Städtebau in Berlin und Amsterdam. 2003 Gründung von „synergon – Stadtentwicklung Sozialraum Kultur.“ 2004 und erneut 2009 Berufung als „Sachkundiger Einwohner“ in den Stadtentwicklungsausschuss der Stadt Köln. Seit 2005 Geschäftsführer des baukulturell orientierten Vereins „Architektur Forum Rheinland e.V.“

DR.-ING. RAINER FISCH; nach dem Studium der Architektur freier Mitarbeiter des Landesamtes für Denkmalpflege Hessen. Seit 1998 beim Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung in Berlin und dort seit 2009 Projektleiter für die Grundinstandsetzung und Ergänzung des Pergamonmuseums. 2007 Promotion an der TU-Berlin zum Thema: „Umnutzung von Kirchengebäuden in

Deutschland. Eine kritische Bestandsaufnahme“. Seit 2011 Lehraufträge an der Hochschule Coburg für „Entwerfen und Konstruieren im Bestand“ und Architekturtheorie.

CHRISTIAN HOLL ist Architekturkritiker und Geschäftsführer des BDA Hessen; 2005-2010 wiss. Mitarbeiter am Städtebau-Institut der Universität Stuttgart; seit 2007 Redakteur des Internetmagazins von www.german-architects.com. Lehraufträge an der Universität Stuttgart und der TU Darmstadt.

GERALD KLAHR; Studium der Architektur an der BU Wuppertal, ABK Stuttgart und der AA London; seit 2007 Büro für interaktive Planung – Kirchentrojaner; 2008/09 wiss. Mitarb. am Kirchbauinstitut der EKD in Marburg; seit 2010 wiss. Mitarbeit am Institut für Entwerfen von Stadt und Landschaft, Fachgebiet Städtebau, KIT Karlsruhe.

CHRISTIAN KUHLMANN; Studium der Raumplanung an der Universität Dortmund, danach Städtebaureferendariat beim Land Hessen, Amt für Stadtplanung der Stadt Frankfurt a.M. Nach Tätigkeit beim Stadtplanungsamt Ulm Leitung des Stadtplanungsamts Biberach; dort 2008 Wahl zum Bürgermeister. Veröffentlichungen u.a. zum Thema „Computergestützte Kommunikation im Planungsprozess“ und zum „Stadtwohnen“.

ZARA RECKERMANN ist Kunsthistorikerin und arbeitet seit 2009 in der städtischen Galerie Stihl Waiblingen, die sie seit Mai 2012 leitet. Forschungsschwerpunkte sind die Grafik des 20. und 21. Jahrhunderts sowie die Architektur der 1960er Jahre. Redaktionsmitglied bei „Kunst + Architektur in der Schweiz“ – eine Zeitschrift der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte.

Nicht »Abschließung«, sondern »Durchdringung«

150 Jahre Hobrecht-Plan¹

Der Hobrecht-Plan hat Berlin wie kein anderer großer Plan geprägt. Er hat uns die kompakte, mischgenutzte Innenstadt beschert, die heute so beliebten Stadtteile des Prenzlauer Bergs, Kreuzbergs, Friedrichshains, Charlottenburgs, aber auch die Arbeiterquartiere des nördlichen Neuköllns, des Moabits, des Wedding. Sein Verfasser, James Hobrecht, hat die Berliner Stadtentwicklung beeinflusst wie kaum ein anderer Fachmann Berlins, und er wurde dafür vom Magistrat der Stadt Berlin 1897 zum „Stadtältesten“ ernannt. Auf der anderen Seite galt Hobrecht über Jahrzehnte als derjenige, der die größte Mietkasernenstadt zu verantworten hatte, das steinerne Berlin. Im Rahmen dieser Kritik erschien er als der größte Verbrecher des Berliner Städtebaus. Dass sein Plan, der 2012 sein 150jähriges Bestehen feiern konnte, in dieser Stadt weithin ignoriert wurde, dass das Land Berlin wie die Universitäten dieses Datum nicht angemessen würdigten, ist ein weiteres Beispiel Berlin-typischer Traditionslosigkeit. Die Attraktivität der Stadtteile des Hobrecht-Plans wird heute gefeiert, spekulativ vermarktet oder auch gegen Gentrifizierung verteidigt. Ihre Grundlagen bleiben aber vergessen.

Der Hobrecht-Plan ist ein Produkt einer für die neuere Stadtplanungsgeschichte Europas äußerst wichtigen Zeit, der Jahre um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Damals wurde Paris neu aufgestellt, Wien mit einem Ring nobilitiert, Barcelona radikal modernisiert. In jenen Jahren erhielt auch die im europäischen Vergleich noch wenig bedeutende Hauptstadt Preußens ihren Erweiterungsplan. Im Korsett dieses Plans entfaltete sich

¹ Der Text fasst einige Überlegungen zusammen, die der Verfasser anlässlich des 8. Hermann-Henselmann-Kolloquiums „150 Jahre Hobrecht-Plan für Berlin“ am 27.10.2012 vorgetragen hatte.

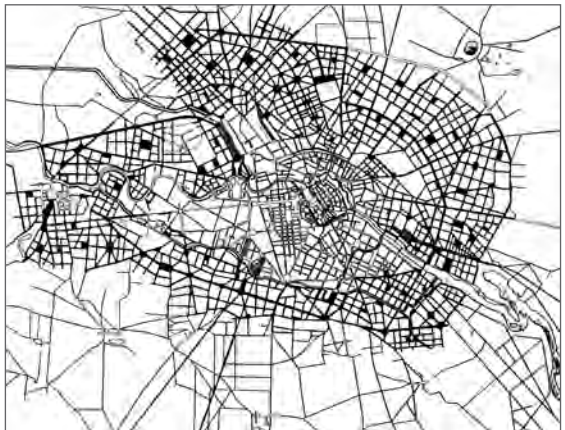


Abb.: Der Hobrecht-Plan von 1862; Quelle: J. F. Geist / K. Kürvers, Das Berliner Mietshaus, Bd. II, München 1984.

der gewaltige Wachstumsboom Berlins. Der Hobrecht-Plan war der Masterplan der neuen Weltstadt Berlin. James Hobrecht war Bauingenieur, kein Architekt. Wie in Paris dachte Hobrecht die städtebauliche Form und die stadttechnische Infrastruktur zusammen, allerdings mit begrenztem Erfolg. Seine Kanalisation ließ lange auf sich warten.

Der Hobrecht-Plan war ein konzentrischer Stadterweiterungsplan, der auf älteren Plänen aufbaute. Hobrecht verzichtete auf starre geometrische Muster in der Tradition der Planung von Idealstädten. Sein Straßennetz reflektierte die vorhandenen Grundstücksgrenzen und Wege – ein pragmatischer Ansatz, aber auch ein Ansatz, der die Besonderheiten des Ortes respektierte. Der Blick auf den Plan zeigt weiter, dass eine gleichmäßige Verteilung des öffentlichen Raums vorgesehen war – keine Bevorzugung bestimmter Quartiere. Allerdings wurde im Laufe der

Stadtproduktion die große Zahl der Plätze vor allem auch in den Arbeitervierteln reduziert. Sichtbar ist weiter, dass der Plan keine Maßnahmen in der alten, historischen Stadt vorsah. Deutlich ist eine leichte Hierarchisierung der Straßen. Hervorgehoben sind zum einen die Straßenzüge der Ringstraße, zum anderen die großen Ausfallstraßen, die Berlin mit seinem Umland und anderen Städten verbanden. Wie in Paris und Barcelona orientierte der Plan auf eine kompakte Stadterweiterung, als Alternative zu der bereits fortgeschrittenen Suburbanisierung etwa in England. Der Blick auf den Plan zeigt auch einige Schwächen, die nicht nur den politischen Umständen geschuldet waren. Dazu gehörte eine gewisse Vorliebe für Sternplätze, vor allem aber auch die Unterschätzung der Bedeutung des schienengebundenen Verkehrs für die Entwicklung von großen Städten.

Bis zum Ersten Weltkrieg wurde der Hobrecht-Plan umgesetzt. Das damals entstehende Berlin wurde aber keineswegs nur durch den Plan geprägt, sondern auch durch die Bauordnung. Der Plan legte die Straßen und Plätze fest. Wie die privaten Flächen dazwischen bebaut werden sollten, lag außerhalb der Macht des Plans. Dafür war vor allem die Bauordnung zuständig. Diese wurde bereits 1853 in Kraft gesetzt und 1887 wesentlich modifiziert. Die alte Bauordnung legte als Minimum den berühmt-berüchtigten Kleinsthof in der Dimension von 5,34 mal 5,34 Meter fest. Die meisten Miethäuser Groß-Berlins, das wird gerne vergessen, wurden aber nicht nach dieser Bauordnung errichtet, sondern nach jener von 1887, die einen größeren Hof erforderte. Die Größe der Höfe verweist noch heute auf die Entstehungszeit.

Die Rolle des Staates bei der Wohnungsproduktion der Kaiserzeit war bescheiden, sie beschränkte sich auf die Setzung von Rahmenbedingungen durch Bebauungsplan und Bauordnung, während die Mieter hinsichtlich Miethöhe und Kündigung keinerlei Schutz erhielten. Der private Sektor sorgte für den Bau der Miethäuser der Hobrecht-Stadt, er umfasste die Großbanken, die Urbesitzer der Grundstücke, kleine Zwischenhändler, die Bauunternehmer, die kapitalschwa-

chen Hausbesitzer und die Besitzer von Terrainaktien. Eine Folge dieser Produktionsverhältnisse war eine heute kaum mehr vorstellbare Überbelegung der Wohnungen. Das war aber keineswegs die einzige soziale Folge. Lange übersehen oder nicht positiv bewertet wurde eine gewisse soziale Vielfalt der Bewohnerschaft der Miethausviertel, die durch die Existenz von Vorderhäusern, Seitenflügeln und Quergebäuden, aber auch durch Unterschiede in den Geschossen und durch die darauf beruhende äußerste Vielfalt an Wohnungsgrößen ermöglicht wurde. Das führte dazu, dass es in einem Miethauskomplex kaum Wohnungen gab, bei denen die Miethöhe gleich war. James Hobrecht nannte das 1868 „Durchdringung“ – im Gegensatz zur „Abschließung“, der harten sozialräumlichen Segregation, die damals in der angloamerikanischen Welt auf dem Vormarsch war.

Der 50jährigen Ära des liberalistischen Wohnungsbaus folgte nach dem Ersten Weltkrieg eine ebenfalls gut 50jährige Ära des sozialstaatlichen Wohnungsbaus. Zugespitzt kann man sagen: Der Hobrecht-Stadt folgte die Anti-Hobrecht-Stadt, die im Bau der Großsiedlungen wie in der Kahl-schlagsanierung der Hobrecht-Stadt während der 1960er/70er Jahre ihren Höhepunkt fand. Nunmehr musste der Staat eine zentrale Rolle im Wohnungswesen übernehmen – im Altbau wie im Neubau. Für die Altbauten wurden neue Regeln gesetzt, zu denen vor allem die Mietpreisbindung und der Kündigungsschutz gehörten. Vor diesem Hintergrund nahm die Überbelegung der Wohnungen langsam ab, als Kehrseite stieg die Wohnungsknappheit – und damit der Druck auf den Staat, sich im Wohnungsneubau zu engagieren. Doch wie sollte der neue Wohnungsbau gestaltet werden? Entscheidend war, dass nach dem Ersten Weltkrieg nicht nur die Produktionsverhältnisse revolutioniert wurden, sondern auch die städtebauliche Form, die einer ganz anderen Vision von Stadt folgte: der von vielen Reformern propagierten suburbanen Stadtregion nach angloamerikanischem Vorbild. Diese Orientierung wurde nunmehr Staatsraison.

Die neue Bauordnung der Weimarer Republik ließ beim Wohnungsneubau keine Höfe al-

ten Typs mehr zu, erzwang eine niedrigere Dichte und eine funktionale Entmischung. Mit dem kompakten, mischgenutzten Baublock verschwanden auch die urbanen Stadtstraßen und Stadtplätze, mehr und mehr ersetzte das suburbane Wohnen im Grünen das Wohnen in der Stadt. Bevorzugter Träger der neuen staatlichen Wohnungspolitik war die gemeinnützige Wohnungswirtschaft. Ihre staatlich geförderten Neubauwohnungen hatten einen sehr eingeschränkten Adressaten: die neuen Mittelschichten, vor allem die Angestellten. Die oft übersehene Folge dieser Politik war die relative soziale Homogenität der Anti-Hobrecht-Stadt. Das ist aber ein entscheidender Punkt: Dahinter steht der große Irrtum, man könne mit einer egalisierenden Siedlungsproduktion die Gleichheit befördern. In einer ungleichen Gesellschaft beförderte sie etwas ganz Anderes: die großräumige soziale Segregation in einer überproportional wachsenden, perspektivisch zersiedelten Stadtregion.

Die Revision dieser Art von sozialstaatlichem Wohnungsbau begann ost-west-übergreifend bereits vor dem Fall der Mauer. Rehabilitierung von Stadtstraße und Stadtplatz, höhere bauliche Dichte, ein wenig mehr funktionale Mischung und eine gewisse soziale Ausdifferenzierung der Adressaten finden wir in den 1980er Jahren auf beiden Seiten der Mauer. Dies führte zu einer stärkeren sozialen Vielfalt in der Innenstadt, oder mit anderen Worten: zu einer ersten Phase der Gentrifizierung. Die unübersehbare Revision vollzog sich aber immer noch im Rahmen einer staatlich subventionierten und durch gemeinnützige bzw. staatliche Träger dominierten Wohnungsproduktion. Ein Ost-Berliner Beispiel für den neuen Typ privilegierter Wohnungen war etwa das Nikolaiviertel. Auffällig ist, dass dort schon seit den 1970er Jahren vereinzelt die Hobrecht-Stadt erhaltend erneuert wurde – wie etwa am Arnimplatz. Auch in West-Berlin verschob sich die Stadtentwicklungspolitik langsam, nach heftigen gesellschaftlichen Konflikten in den 1970er Jahren, hin zu einer erhaltenden Erneuerung der Hobrecht-Stadt. Aber erst in den 1980er Jahren setzte sich im Rahmen der Internationalen Bauausstellung auf breiter Front eine neue Stadtentwicklungs-

politik durch: die behutsame Stadterneuerung im Osten Kreuzbergs und die kritische Rekonstruktion der Stadt vor allem in der Südlichen Friedrichstadt und im Tiergarten. Beide Leitsätze orientierten auf eine Rehabilitierung der Hobrecht-Stadt, ohne die soziale Orientierung des sozialstaatlichen Wohnungsbaus zu vernachlässigen. Auch diese Entwicklung vollzog sich noch innerhalb der Produktionsverhältnisse im Bauwesen, die sich in der Nachkriegszeit herausgebildet hatten.

Der Fall der Mauer wird heute gerne als eine „Stunde Null“ interpretiert. Das gilt natürlich auch für die Stadtentwicklung Berlins, wenngleich nicht uneingeschränkt. In der Tat wurden nach 1989 die Produktionsverhältnisse im Wohnungsbau revolutioniert, der private Sektor übernahm wieder das Szepter, der Staat zog sich zurück, der soziale Wohnungsbau wurde eingestellt und die Regulierungen der Mieten gelockert. Der soziale Adressat war jetzt vor allem die besser verdienende Mittelschicht und aufwärts. Was sich weniger änderte, war die städtebauliche Form und Dichte. Folge war eine zunehmende soziale Entmischung nicht nur in der Innenstadt.

Heute sind wir wieder auf dem Wege zu einer schärfer segregierten Stadtregion. Von „Durchdringung“ ist immer weniger zu sehen, „Abschließung“ steht auf der Tagesordnung, wenngleich wir von verschlossenen Wohnanlagen (gated communities) noch weit entfernt sind. Die sozialen Bewegungen gegen Gentrifizierung sind Ausdruck dieses sozialen Auseinanderdriftens. Sie zeigen, dass zwei neue Feindbilder entstehen: die gentrifizierte, also sozial entmischte Hobrecht-Stadt, aus denen die Benachteiligten verdrängt werden, und die ebenfalls sozial entmischte Anti-Hobrecht-Stadt, die Großsiedlungen weit draußen, die als Hölle erscheinen, in denen die Verdrängten ein bitteres Asyl finden. Ein bedrohliches Bild, das stark überzeichnet, aber eine mögliche Zukunft andeutet. Oder besser gesagt: Das zeigt, dass wir heute umsteuern müssen: „Durchdringung“ statt „Abschließung“!

Die Zukunft der »Behutsamkeit«

Tagung des Arbeitskreises Stadterneuerung an deutschsprachigen Hochschulen
vom 14.-15. Juni 2012 an der Universität Kassel

„Behutsame Stadterneuerung“ ist seit dem Anfang der 1980er Jahre unumstrittenes planerisches Leitbild für den Umgang mit der historischen Stadt. Seine Wurzeln liegen weit früher im bürgerchaftlichen Protest gegen Abrissstrategien in den so genannten „Gründerzeit“-vierteln und Altstädten, der bereits Ende der 1960er Jahre einsetzte und mit den Forderungen nach einer Erhaltenden Erneuerung und stärkeren Beteiligung der Bürger an der Sanierung einherging. Seine kraftvolle Formulierung hat es gefunden vor dem Hintergrund der Häuserkämpfe in Berlin in den „12 Grundsätzen der behutsamen Stadterneuerung“, die die Protagonisten der IBA Berlin-Altbau (1979-1987) unter der Leitung von Hardt-Waldherr Hämer zur Leitlinie ihrer Strategien für die Stadterneuerung der Mietskasernenstadt in Berlin-Kreuzberg erhoben. Es kann keinen Zweifel geben, dass die Prinzipien und Projekte der behutsamen Stadterneuerung der IBA Berlin weit über die Grenzen der Stadt und Deutschlands ausstrahlten und auch in dieser Hinsicht dem im Namen geführten Anspruch auf Internationalität gerecht wurden.

So hegemonial oder gültig auch heute noch das Leitbild der Behutsamkeit erscheint, so sehr haben sich die Bedingungen der Stadtentwicklung und damit auch der Stadterneuerung in den vergangenen dreißig Jahren verändert. Wie aktuell kann es noch sein in Zeiten schrumpfender Stadtentwicklung, in denen der Abriss Tausender von Wohnungen subventioniert wird? Wie trägt sich die behutsame Sanierung historischer Bausubstanz mit den heutigen Standards, die aus ökologischen Gründen an eine energetische Gebäudesanierung zu stellen sind? Und wie verän-

dert sich die Perspektive, wenn sich der Schwerpunkt der Erneuerung von dem knappen Gut historisch wertvoller Bausubstanz vergangener Jahrhunderte auf die Massenware verlagert, die nach dem Zweiten Weltkrieg gebaut wurde? Um diese Fragen kreisten die Beiträge der Kasseler Tagung.

In den ersten Beiträgen wurde zurückgeblickt und bilanziert: Dirk Schubert (HCU Hamburg) unternahm eine anschauliche *tour d’horizon* zur Stadterneuerung in Hamburg „von der Kahl-schlagsanierung bis zur integrierten Stadtentwicklung“ heute. Die Berliner Entwicklung in der Stadterneuerung seit der IBA beleuchtete Theo Winters (S.T.E.R.N., Berlin), selbst von Beginn an dabei und seither damit befasst, anschließend kritisch gewürdigt aus der Perspektive der Stadtforschung von Matthias Bernt (IRS Erkner). Sein Urteil fiel, wie der Titel des Vortrags schon verriet, ernüchternd aus: Der Niedergang der Behutsamen Stadterneuerung als Leitmotiv der Berliner Stadtentwicklung.

In den dann folgenden Themenblöcken wurde für die einzelnen „Sanierungskulissen“ an zahlreichen Einzelbeispielen sondiert, welche Bedeutung das Leitbild der Behutsamkeit heute hat oder noch haben kann: Hildegard Schröteler-von Brandt (Universität Siegen) berichtete über die aktuelle Praxis der Dorferneuerung in strukturschwachen ländlichen Regionen, die besonders vom demographischen Wandel betroffen sind. Holger Leimbrock (IÖR Dresden) konfrontierte die normativen Anforderungen behutsamer Erneuerung mit der aktuellen Praxis bei der Sanierung historischer Ortskerne und kam zu einem insgesamt kritischen Fazit. Heike Oevermann

(HU Berlin) demonstrierte an ausgewählten Beispielen, welche Bedeutung dem Kriterium der Behutsamkeit bei der Umnutzung historischer Industrieareale beigemessen wird. Weitere Beiträge beschäftigten sich mit dem Stadtbau vornehmlich von Großsiedlungen.

Ein weiterer Diskussionsstrang der Tagung galt der „Behutsamkeit im Diskurs“, in dem die Akteursperspektive in den Mittelpunkt gerückt wurde: Hier wurden in mehreren Beiträgen die Erfahrungen reflektiert, die überwiegend im Programm „Soziale Stadt“ mit unterschiedlichen Ansätzen der Bürgeraktivierung, des Quartiersmanagement und des Stadtteildiskurses gesammelt wurden. Deutlich wurde, wie sehr sich hier der Kontext der Beteiligung verändert hat. Ging es während der IBA Berlin Altbau und in vielen Stadterneuerungsprojekten dieser Zeit noch darum, dass sich die Bewohner die Teilhabe an den Planungs-, Entscheidungs- und Umsetzungsprozessen erkämpfen mussten, so hat sich dies bei den Strategien des Quartiermanagements geradezu umgekehrt: Hier bemisst sich sein Erfolg nicht zuletzt daran, ob und wie es ihm gelingt, die Bewohner zu aktivieren.

In zwei abschließenden, sehr erhellenden Beiträgen wurde dann der Blick auf das Grundsätzliche gerichtet. Anja Nelle (IRS Erkner) nutzte den interkulturellen Vergleich zwischen der Stadterneuerung in Deutschland und Brasilien dazu, um sich die grundsätzlichen Dimensionen behutsamer Stadterneuerung (sozial, baulich-räumlich und ökologisch) zu vergegenwärtigen und um daran die äußeren Erfolgsvoraussetzungen und die innere Widersprüchlichkeit der verschiedenen, aber gleichzeitig geltenden Anforderungen einer behutsamen Stadterneuerung herauszuarbeiten.

Mit Abstand betrachtet verwundert es, dass sich ausgerechnet die „Behutsame Stadterneuerung“ als „Kampfbegriff“ für eine Sanierungsstrategie hat durchsetzen können, die die Beteiligung der Bewohner in den Mittelpunkt rückt, denn dem Begriff der „Behutsamkeit“ selbst wohnte schon immer ein Moment paternalistischer Fürsorglichkeit inne, wie sie Eltern ihren Kindern entgegenbringen oder gute Könige ihren

Untertanen. Mit den ethischen Implikationen des „Prinzips Behutsamkeit“ beschäftigte sich der außerordentlich anregende Vortrag des Architekten und Philosophen Martin Dücks aus München, mit dem die Veranstaltung schloss.

Am 27. September 2012 starb Hardt-Waldherr Hämer, der Planungsdirektor der IBA Berlin Altbau und Architekturprofessor an der HdK Berlin, im Alter von 90 Jahren. „Er war Körper, Herz und Seele der behutsamen Stadterneuerung in den achtziger Jahren in Berlin Kreuzberg“, so Wulf Eichstädt und Uli Hellweg, beide als junge Planer bei der Altbau-IBA enge Mitarbeiter von „Gustav“ Hämer, in ihrem Nachruf für die Bauwelt (Heft 43/2012). Im Rückblick erscheint die Veranstaltung in Kassel auch wie eine vorgezogene Würdigung von Werk und Wirkung Hämers, und zwar eine, die ihm selbst gefallen haben dürfte: kritisch und mit dem Blick nach vorn. Man darf auf die Publikation der Tagungsbeiträge im Jahrbuch der Stadterneuerung 2012 gespannt sein, das wie immer zur nächsten Tagung des Arbeitskreises Stadterneuerung an deutschsprachigen Hochschulen im Frühjahr 2013 erscheinen wird.

BESPRECHUNGEN

CHRISTOPHER DELL, *ReplayCity. Improvisation als urbane Praxis*, Berlin: Jovis Verlag 2011, 23 s/w-Abb., 240 S., 22,- Euro.

ÁKOS MORAVÁNSZKY / ALBERT KIRCHENGAST (Hrsg.), *Experiments: Architektur zwischen Wissenschaft und Kunst* (Theoriebau 2), Berlin: Jovis Verlag 2011, 45 farb. Abb., 100 sw-Abb., 272 S. (dt./engl.), 32,- Euro.



Nicht nur in der Kunst ist der Drang nach dem Neuen notorisch. Viele Bereiche unseres Alltags sind davon geprägt. Selbst Architektur und Urbanismus, obgleich sie doch so unverrückbar und traditionsbewusst daher kommen. Darf man vermuten, dass Begriffe wie Experiment und Improvisation neuerdings zentrale Handlungsanleitungen abgeben? Oder greift eher jener Verdacht, den der Soziologe Niklas Luhmann einmal in Bezug auf die Wirtschaftsethik äußerte: Dass nämlich dergleichen „zu der Sorte von Erscheinungen gehört wie auch die Staatsraison und die englische Küche, die in der Form eines Geheimnisses auftreten, weil sie geheim halten müssen, daß sie gar nicht existieren“?

Gleich zwei Neuerscheinungen sind behilflich, wenn man dieser Frage auf den Grund gehen will. Für den Komponisten und Philosophen Christopher Dell ist die Sache klar: Improvisation heißt für ihn der grundsätzliche Lebensentwurf unserer Zeit. Um das zu begründen, entfaltet er eine Fülle von Wahrnehmungen, Aspekten und Zusammenhängen, die keineswegs nur auf Stadtplanung und Urbanität bezogen sind. „Sowohl Systemtheorie wie auch Neomarxismus oder das konservative Wertelamento kulturpessimistischer Provenienz unterstellen ein Ausgeliefertsein des Einzelnen an die Gesellschaft. Das Urbane ist aber genau dadurch charakterisiert, dass es sich permanent ausdifferenziert, dass es nicht reduzierbar ist. Dar-

aus folgt, dass sich immer eine Lücke finden lässt, neue Wege der Vergesellschaftung zu erproben.“ Eben weil er unter heutigen Bedingungen die Unplanbarkeit von Stadt unterstellt – und anhand diverser Studien belegt –, will er „komplexe urbane Prozesse auf neue Weise sichtbar, erfahrbar und gestaltbar machen“. Er versteht das als Reaktivierung unterdrückter Möglichkeiten, als eine Praxis des Entwerfens, die den Prozess nicht als Mittel zum Zweck, sondern als Teil der Produktion interpretiert. Und dafür wiederum setzt er ein „musikalisches Denken“ als Filter und Perspektive ein. Sein Buch ist eine eigenwillige Komposition verstreuter Aufsätze und Schriften, „eine Anordnung performativer Versuche auf einem Datenträger, die es ermöglicht, selbst durch das Feld zu navigieren“. Herausgekommen ist nichts weniger als ein verästelt Plädoyer für die spontane Praxis: Als Schaffensprinzip in und aktive Antithese zu einer immer stärker normen- und regelfixierten Gesellschaft. Freilich macht er es dem Leser nicht leicht, weil sein hoher Abstraktionsgrad selten einmal aufgelockert oder anschaulich gemacht wird. Die avancierte Theorie am praktischen Beispiel zu messen, wäre sicherlich ein Gewinn.

Nun liegt der deutlichste Gegensatz zur Improvisation in der Komposition – und diese gilt nach wie vor als zentrales Mittel von Architektur und Städtebau. Das wollen die an der ETH Zürich leh-

renden Kunsttheoretiker Ákos Moravánszky und Albert Kirchengast auch nicht grundsätzlich infrage stellen. Aber sie fordern in subtiler Weise dazu auf, gestalterische Potenziale in der Architektur dadurch aufzuspüren, dass man sich nicht auf das Formale beschränkt – was nicht heißt, darauf zu verzichten. In ihrer Einleitung räumen sie ein, dass das Wort ‚Experiment‘ in der Architektur eine andere, ungenauere, vielleicht aber auch vielschichtigere Bedeutung hat als in den Naturwissenschaften. In den Beispielen der unterschiedlichen Aufsätze kann man als gemeinsame Grundlinie ausmachen, dass es vor allem darum geht, der Autorität der Tradition und den akademischen Methoden des Wissenstransfers die eigene Erfahrung gegenüber zu stellen. Gleichwohl, ob nun *Plug-in-Cities* (Archigram), *La Ville Spatiale* (Yona Friedman) oder die *Radical Reconstructions* von Lebbeus Woods: Oftmals sind ‚experimentelle Architekturen‘ nicht mehr als Spin-off-Produkte der Fantasie oder bloße Extravaganzen; sie können für die weitere Entwicklung befruchtend wirken – oder auch nicht. Gerne fungieren sie auch als Gegenbild zur unwiderruflichen Präsenz gebauter Architektur. Eine gewisse Skepsis ist den Aufsätzen also eingewoben; keineswegs sehen sie das Experiment als Heilsbringer in einer erstarrten (Bau)Welt. Vielmehr wird der Begriff von den Autoren abgewogen, je nachdem, ob die technischen Fragen des Bauens, konzeptionelle Fragen des Entwurfs oder soziale und psychologische Fragen des Wohnens und der allgemeinen ‚Nutzung‘ von Bauten, Städten und Regionen ins Zentrum der Aufmerksamkeit rücken. Was freilich gewürdigt wird, das ist, sich auf das „Vorläufige, Unsichere, Riskante des Versuchs selbst“ einzulassen, wie auch die Bereitschaft, gesicherte Denkwege zu verlassen: Damit Architektur jene Freiräume schafft, in denen Bewohner und Nutzer „mit den Umständen ihres Lebens verschiedenste Experimente anstellen können“.

Auf je eigene Art wenden sich beide Bücher gegen den herrschenden Rationalitätsbegriff. Implizit hinterfragen sie die Art und Weise, wie Politiker, Unternehmer und Fachleute die Zukunft in den Griff nehmen, um ‚Planungssicherheit‘ zu geben, um den Zufall zu eliminieren. Doch letztlich machen ja Großprojekte wie Stuttgart 21 deutlich,

dass dies eindimensional und prekär ist (oder zumindest sein kann). Weswegen es Experiment wie Improvisation entschieden braucht. Und sei es nur als konstruktiven Umgang mit Unordnung.

Robert Kaltenbrunner, Bonn/Berlin

HEIDEDE BECKER, *Ein Stück Stadt ergründen. Haus- und Quartiersgeschichte in Berlin-Charlottenburg. Nauen bei Berlin: Filum Rubrum Verlag 2012, 190 Abb., 168 S., 19,80 Euro.*

Das Stück Stadt, das in diesem sehr ansprechend gestalteten Buch ergründet wird, liegt in dem Teil Berlins, der um 1900 der „Neue Westen“ genannt wurde. Es handelt sich um die wilhelminischen Stadterweiterungen für die gehobene Nachfrage beiderseits des Kurfürstendammes auf der Höhe des Lehniner Platzes, die auch heute noch zu den besseren Wohnadressen Berlins gehören.

In dieser bemerkenswerten Berlinensie wird zum einen die Bau- und Nutzungsschichte eines exakt 100 Jahre alten Mietshauses in der Roscherstraße, einer Nebenstraße des Kurfürstendammes, aufbereitet. Die großzügig geschnittenen Wohnungen mit damals neuester Haustechnik, herrschaftlichem Treppenhaus, großzügigen Loggien und eigenem Zugang für die Bediensteten hatten nur wenig mit den Wohnungen in den Mietskasernen des Zille-„Milljöh“ gemein; sie waren die standesgemäße urbane Alternative zur Villa in den Vorortkolonien (vgl. hierzu das Buch „Berliner Villenleben“, herausgegeben von Heinz Reif, rezensiert in *Die alte Stadt*, Heft 4/2010). Zum anderen nimmt die Autorin die wechselhafte Planungs- und Quartiersgeschichte des erweiterten Umfelds in den Blick, ebenfalls von den ersten Anfängen in den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Hierzu hat die Autorin, seit einigen Jahren als Bewohnerin des Hauses selbst Teil seiner jüngeren Nutzungsgeschichte, Bauakten, Planarchive und die Berliner Adressbücher ausgewertet. Als besonders ergiebig erwiesen sich die Adressbücher, die

inzwischen im Internet für jedermann zugänglich sind. Außerdem hat sie ausführliche Gespräche mit Nachbarn und Nachbarinnen geführt, die zum Teil schon seit Jahrzehnten in dem Haus wohnen und durch ihre Erinnerungen Wissenslücken schließen und vielen Fakten Farbe verleihen. Mit Fotos aus der eigenen Schatulle und anderen Memorabilien haben die Nachbarn ihren Teil dazu beigetragen, dass das Buch besonders reich und anschaulich illustriert ist.

Der Autorin gelingt es in diesem akribisch recherchierten und klar geschriebenen Buch, mit der Geschichte eines einzelnen Hauses wie in einer Nusschale die untergegangene Welt des „Neuen Westens Berlins“ für den Leser wieder auferstehen zu lassen. Man staunt über die vielen Eigentümerwechsel in den ökonomisch angespannten Zeiten, die Vermietungsprobleme und auch die schon bald eingeleiteten baulichen Anpassungen an die veränderte Wohnungsnachfrage nach dem Ersten Weltkrieg. Besonders eindrucksvoll aber ist die detaillierte Darstellung der Bewohner und ihrer Geschichte, insbesondere in der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg. Hier hat die Autorin Großartiges geleistet. Aufbauend auf der Auswertung der Adressbücher ist sie unter Ausschöpfung aller denkbaren weiteren Quellen den Einzelschicksalen der Familien nachgegangen – Tageszeitungen, Beschwerdebriefe, Eingaben. Man staunt, wie viele auch episodische Details aus der Wohngeschichte dieses Hauses rekonstruiert worden konnten. Es wird fast handgreiflich spürbar, welch besonderes Sozietop der „Neue Westen Berlins“ in den 1920er Jahren gewesen sein muss: Heute würde man wohl von einem „Szeneviertel“ der „Kreativen“ reden, geprägt durch Bildungsbürgertum und Bohème, Professoren und Poeten, Museumsdirektoren und Maler, aber auch Ärzte und Anwälte, zahlreiche von Ihnen jüdischen Glaubens, denen die Nähe zum urbanen Flair und zum überbordenden kulturellen Angebot im Berlin der Zwanziger Jahre wichtiger war als die Ruhe eines noblen Refugiums in Suburbia. All dies scheint auf, wenn die Autorin die Lebensschicksale der Bewohner allein dieses einen Hauses vorstellt. Hier besuchte der Schriftsteller Jakob van Hoddis („Dem Bürger fliegt vom spitzen Kopf der Hut...“) seine Mutter, die dort mit seinen jünge-



ren Geschwistern 1911 eingezogen war. Es ist auch das Elternhaus des erst 2008 im Alter von 97 Jahren in Jerusalem verstorbenen Komponisten Josef Tal. Ein ganzes Geschoss war über viele Jahre mit einem privaten jüdischen Waisenhaus belegt, dessen ständiger Kampf ums Überleben keinen Leser unberührt lässt und das von dem Rabbiner Grünthal, Vater des Komponisten, geleitet wurde. Bei ihm, der auch an der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums lehrte, war Franz Kafka mit seiner Verlobten Dora Diamant 1923 zu Gast. Während der Nazi-Herrschaft mussten die jüdischen Bewohner ihre Wohnung verlassen und fliehen, manche endeten in den Vernichtungslagern, keiner kehrte zurück.

Die Autorin versteht es, die vielen Fakten und Meinungen, Zahlen und Bilder zu einem sehr anschaulichen Gesamtbild zusammenzufügen, das den „Neuen Westen Berlins“, sein für viele Bewohner furchtbares Ende in der Zeit des Nationalsozialismus, aber auch den Neuanfang nach den Kriegszerstörungen lebendig werden lässt. Eine Berlinensie der besonderen Art, die nicht nur Berlinerinnen und Berliner ansprechen dürfte, sondern alle, die der modernen Stadtgeschichte als Sozialgeschichte verbunden sind.

Johann Jessen, Stuttgart

Vierteljahresschrift
für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie,
Denkmalpflege und Stadtentwicklung



39. Jahrgang

2012

Inhaltsverzeichnis
39. Jahrgang 2012

Herausgegeben von Forum Stadt -
Netzwerk historischer Städte e.V.

in Verbindung mit Gerd Albers,
Helmut Böhme, Friedrich Mielke,
Jürgen Reulecke, Erika Spiegel und
Jürgen Zieger

Forum Stadt
Verlag

ISSN 2192-8924



Vierteljahresschrift für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie, Denkmalpflege und Stadtentwicklung

Herausgegeben von »Forum Stadt – Netzwerk historische Städte« e.V.
in Verbindung mit Gerd Albers, Helmut Böhme, Friedrich Mielke,
Jürgen Reulecke, Erika Spiegel und Jürgen Zieger

Redaktionskollegium:

Hans Schultheiß (Chefredakteur) –

Dr. Nina Ehresmann (Besprechungen)

Prof. Dr. Harald Bodenschatz, TU Berlin,
Institut für Soziologie

Prof. Dr. Dietrich Denecke, Universität Göttingen,
Geographisches Institut

Prof. Dr. Andreas Gestrich, London,
Deutsches Historisches Institut

Prof. Theresia Gürtler Berger, Zürich

Prof. Dr. Tilman Harlander, Universität Stuttgart,
Institut Wohnen und Entwerfen

Prof. Dr. Johann Jessen, Universität Stuttgart,
Städtebau-Institut

Dr. Robert Kaltenbrunner, Bonn und Berlin,
Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumfor-
schung

Prof. Dr. Ursula von Petz, Universität Dortmund

Prof. Dr. Klaus Jan Philipp, Universität Stuttgart,
Institut für Architekturgeschichte

Volker Roscher, Architektur Centrum Hamburg

Prof. Dr. Dieter Schott, TU Darmstadt,
Institut für Geschichte,

Prof. Dr. Holger Sonnabend, Universität Stuttgart,
Historisches Institut

Redaktionelle Zuschriften

und Besprechungsexemplare werden an die
Redaktionsadresse erbeten:

Forum Stadt, Postfach 100355, 73728 Esslingen

Tel. +49(0)711 3512-3242; Fax +49(0)711 3512-2418

E-mail: hans.schultheiss@esslingen.de

Internet: <http://www.forum-stadt.eu>

Die Zeitschrift Forum Stadt ist zugleich Mitglieder-
zeitschrift des ca. 110 Städte umfassenden

»Forum Stadt – Netzwerk historische Städte« e.V.

Erscheinungsweise:

jährlich 4 Hefte zu je mind. 88 Seiten.

Bezugsbedingungen:

Jahresabonnement EUR 89,- Einzelheft EUR 24,-
Vorzugspreis für Studierende EUR 64,-
jeweils zzgl. Versandkosten.

Ein Abonnement gilt, falls nicht befristet bestellt,
zur Fortsetzung bis auf Widerruf. Kündigungen
des Abonnements können nur zum Ablauf eines
Jahres erfolgen und müssen bis zum 15. November
des laufenden Jahres beim Vertrieb, Verlag oder
der Redaktion eingegangen sein.

Vertrieb:

Südost Verlags Service GmbH

Am Steinfeld 4, D-94065 Waldkirchen

Fax +49(0)8581-9605-0

E-mail: info@suedost-verlags-service.de

Verlag:

Forum Stadt Verlag (FStV)

Ecklenstraße 32, 70184 Stuttgart

E-mail: forumstadtverlag@email.de

Mit Namen gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbe-
dingt die Meinung der Redaktion wieder. Redaktion und
Verlag haften nicht für unverlangt eingesandte Manu-
skripte. Die der Redaktion angebotenen Originalbeiträge
dürfen nicht gleichzeitig in anderen Publikationen veröf-
fentlicht werden. Mit der Annahme zur Veröffentlichung
überträgt der Autor dem »Forum Stadt – Netzwerk histo-
rischer Städte« e.V. und dem Verlag das ausschließliche
Verlagsrecht für die Zeit bis zum Ablauf des Urheber-
rechts. Eingeschlossen sind insbesondere auch das Recht
zur Herstellung elektronischer Versionen und zur Ein-
speicherung in Datenbanken sowie das Recht zu deren
Vervielfältigung online und offline. Alle in dieser Zeit-
schrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich ge-
schützt. Kein Teil der Zeitschrift darf außerhalb der engen
Grenzen des Urheberrechts ohne schriftliche Genehmi-
gung in irgendeiner Form reproduziert oder in eine von
Maschinen, insbesondere von Datenverarbeitungsanla-
gen verwendbare Sprache übertragen werden.

Druck: Griebisch & Rochol Druck, Hamm

© 2012 Forum Stadt, Esslingen

Printed in Germany / ISSN 2192-8924



Bis zum 37. Jahrgang 2010 erschien die »Vier-
teljahresschrift für Stadtgeschichte, Stadt-
soziologie, Denkmalpflege und Stadtentwick-
lung« unter dem Obertitel »Die alte Stadt«.

Inhaltsverzeichnis 2012

SCHWERPUNKTHEFTE

»urban + grün? Freiräume in der historischen Stadt heute« Heft 1/2012, hrsg. von Hathumar Drost und Johann Jessen	3 ff.
»Stadt · Fußball · Stadion« Heft 2/2012, hrsg. von Johann Jessen und Wolfram Pyta	99 ff.
»Kirchenräume neu denken« Heft 4/2012, hrsg. von Kerstin Gothe und Theresia Gürtler Berger	337 ff.

ABHANDLUNGEN

<i>Aufmkolk, Gerd</i> Gartenschauen im städtebaulichen Gefüge – zehn Thesen	55
<i>Bauer, Katrin</i> Kirchenschließungen: Stimmungsbilder aus betroffenen Gemeinden	397
<i>Bednarz, Ute / Jessen, Johann</i> Stadtteil Fußballarena	133
<i>Berkemann, Karin</i> Kirchenräume neu nutzen: Kirche und Welt unter einem Dach	379
<i>Berthold, Thomas / Wellmann, Henning</i> Aktive Stadtgestaltung von unten – Ultras und Stadt	193
<i>Beste, Jörg</i> Gemeinsames Engagement für Kirchengebäude: Städte und Gemeinden arbeiten zusammen im »Modellvorhaben Kirchenumnutzungen« des Ministeriums für Bauen und Verkehr NRW	353
<i>Bodenschatz, Harald / Welch Guerra, Max</i> Guernica / Gernika: Bild, Zerstörung und Wiederaufbau. Ein vergessenes Kapitel europäischer Städtebaugeschichte	279
<i>Dinçkal, Noyan</i> »Kulturraum Stadion« – Perspektiven und Potentiale für die Geschichtswissenschaften im Schnittfeld von Stadt und Sport	105
<i>Doehler-Behzadi, Marta</i> urban + grün? – Freiräume in der historischen Stadt. Eine Positionsbestimmung zum öffentlichen Raum	7
<i>Drost, Hathumar</i> »Design for all«? – öffentliche Altstadtträume und Alltagstauglichkeit	31

<i>Fehl, Gerhard</i>	
Rus in Urbe – Landschaft in der Stadt: Berlin und London um 1800. Eine vergleichende Skizze zweier Planungskulturen	59
<i>Fisch, Rainer</i>	
Die Entdeckung der Vielfalt: Angemessene Kirchengenutzungen	341
<i>Gebken, Ulf</i>	
Vor Ort und auf dem Platz: Soziale Integration durch Fußball	181
<i>Gleichmann, Iris</i>	
Stadtentwicklung im Zeichen der Fußball-Europameisterschaft 2012 Bericht aus Lwiw (Ukraine)	169
<i>Holl, Christian</i>	
Learning from Public Viewing	157
<i>Klahr, Gerald</i>	
Wem gehört die Kirche? Möglichkeiten eines partizipativen Umbauprozesses	373
<i>Korth, Katrin</i>	
Brunnen und Wasserspiele in kleinen Städten. Glanz und Elend kommunaler Freiräume mit Wassergestaltungen	41
<i>Krämer, Steffen</i>	
Entartung und Urbanität. Krankheits- und Verfallsmetaphorik als Großstadtkritik im 19. und 20. Jahrhundert	225
<i>Kuhlmann, Christian</i>	
Biberach an der Riß: Gestaltung der Zukunft der Kirchen im Dialog mit der Stadt	361
<i>Payer, Peter</i>	
Zur Geschichte der öffentlichen Personenwaagen in Wien	308
<i>Reckermann, Zara</i>	
»Kirchenbau von heute für morgen« – Walter M. Förderers Ideen aus den 1960er Jahren	387
<i>Rößler, Stefanie</i>	
Neue Freiräume in der Stadt. Herausforderungen in schrumpfenden Städten	17
<i>Schiller, Kay / Young, Christopher</i>	
Fanmeile im Grünen. Zur Ästhetik von Münchens Olympiapark als Public Viewing-Kulisse	121
<i>Will, Thomas</i>	
»Gartenstädte von morgen« – was bleibt von der Idee?	255
<i>Zehner, Klaus</i>	
Londons neue Skyline. Die Auswirkungen von Stadtplanung und Strukturwandel auf die Gestalt des Stadtzentrums	293

FORUM

<i>Blumert, Norbert / Schultheiss, Hans</i>	
Denkmalpfleger und »Scalaloge«: Friedrich Mielke zum Neunzigsten	84
<i>Bodenschatz, Harald</i>	
Nicht »Abschließung«, sondern »Durchdringung«.	
150 Jahre Hobrecht-Plan	417
<i>Bruha, Rainer / Zieger, Jürgen</i>	
In Memoriam: Gottfried Kiesow	87
<i>Gothe, Kerstin / Gürtler Berger, Theresia</i>	
Kirchenräume neu denken – Ausblick	413
<i>Häussermann, Hartmut</i>	
»Die Zeit von Bibliotheken für Mädchen mit Migrationshintergrund ist vorbei!« Zu den Folgen der Mittelkürzungen im Programm »Soziale Stadt«	90
<i>Holl, Christian</i>	
Kirchenräume neu denken – Abschlussdiskussion	411
<i>Jessen, Johann</i>	
Die Zukunft der »Behutsamkeit«. Tagung des Arbeitskreises Stadt- erneuerung an deutschsprachigen Hochschulen vom 14.-15. Juni 2012	420
<i>Jessen, Johann</i>	
In memoriam: Hartmut Häußermann	89
<i>Martin, Dieter</i>	
Denkmalpflege in Regensburg 1950-1975 (Buchbesprechung)	206
<i>Oevermann, Heike / Mieg, Harald A.</i>	
Städtische Transformationen erforschen. Die Diskursanalyse im Bereich Denkmalschutz und Stadtentwicklung	316

OTTO-BORST-PREIS

<i>Forum Stadt e. V.</i>	
Auslobung des Preises für Stadterneuerung 2012	433
<i>Bruha, Rainer</i>	
Otto-Borst-Preis 2012. Vierte Vergabe des Preises für Stadterneuerung in Rottweil	326
<i>Forum Stadt e. V.</i>	
Auslobung des Wissenschaftspreises 2013	326

AUTORINNEN/AUTOREN	83, 205, 315, 416
---------------------------------	-------------------

BESPRECHUNGEN

BLUM, ELISABETH: Atmosphäre. Hypothesen zum Prozess der räumlichen Wahrnehmung (<i>Robert Kaltenbrunner</i>)	218
BECKER, HEIDEDE: Ein Stück Stadt ergründen. Haus- und Quartiersgeschichte in Berlin-Charlottenburg (<i>Johann Jessen</i>)	423
BODENSCHATZ, HARALD (Hrsg.): Städtebau für Mussolini. Auf der Suche nach der neuen Stadt im faschistischen Italien (<i>Christian v. Oppen</i>)	216
BROMBACH, KAROLINE/KURTH, DETLEF/SIMON-PHILIPP, CHRISTINA: Quartiersmitten. Bausteine für die Entwicklung und das Management von Stadtteilzentren (<i>Lisa Küchel</i>)	330
DAMUS, MARTIN: Architekturform und Gesellschaftsform. Architektur und Städtebau unter dem Einfluss von Industrialisierung, Großvergesellschaftung und Globalisierung 1890-1945 (<i>Robert Kaltenbrunner</i>).....	329
DELL, CHRISTOPHER: ReplayCity. Improvisation als urbane Praxis (<i>Robert Kaltenbrunner</i>)422	
DUNTZE, KLAUS: Der Luisenstädtische Kanal (<i>Christoph Bernhardt</i>).....	216
KIEM, KARL: Die Waage. Ein Bautyp des Goldenen Jahrhunderts in Holland (<i>Cord Meckseper</i>)	210
KRESS, CELINA: Adolf Sommerfeld / Andrew Sommerfeld, Bauen für Berlin 1910-1970 (<i>Clemens Zimmermann</i>)	213
MORAVÁNSZKY, ÁKOS / KIRCHENGAST, ALBERT: Experiments: Architektur zwischen Wissenschaft und Kunst (<i>Robert Kaltenbrunner</i>)	422
OSTRITZ, SVEN (Hrsg.): Die mittelalterliche jüdische Kultur in Erfurt. Bde. 1-3 (<i>Ulman Weiß</i>)	211
SCHÜTTE, HEINZ: Hanoi, eine nachsozialistische Moderne. Beobachtungen, Impressionen, Reflexionen (<i>Ulrich van der Heyden</i>)	332
SÍPOZ, ANDRÁS: Sipoz, A jövő Budapestje 1930-1960 / Das Budapest der Zukunft 1930-1960 (<i>János Brenner</i>)	219